

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Alpen-Teufel

Band 829 ● 2,00 DM
Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande 12,40 / Spanien P 250



Der Alpen-Teufel

John Sinclair Nr. 829

von Jason Dark

erschienen am 24.05.1994

Titelbild von Salvador Fabá

Sinclair Crew

Der Alpen-Teufel

Die Frau wuchtete die Tür des Gasthauses so hart auf, daß der Wirt vor Schreck ein Glas fallen ließ und verstört den Splittern nachschaute. Er kam auch nicht dazu, eine Frage zu stellen, denn die Frau - seine Kellnerin - keuchte: »Paul ist wieder da!«

»Was?«

»Ich habe ihn gesehen!«

»Wo?«

Sekunden später erlebten der Wirt und die Gäste das Grauen!

Ich lächelte, als ich den Frühstückraum im Gewölbe des Hotels betrat. Vater Harold Quentin und seine Tochter Iris saßen nebeneinander und freuten sich, als hätten sie eine zweite Geburt erlebt. So ähnlich war es auch gewesen, denn hinter ihnen lag eine Zeit des Schreckens, die ich auch durchgemacht hatte, ohne allerdings so direkt betroffen gewesen zu sein wie die Quentins.

Auch Suko und Professor Chandler hatten etwas außen vorgestanden bei dieser magischen Zeitreise in die Periode Richard Löwenherz', als er auf seine Befreiung wartete.

Ich war ebenfalls in diesen Zeitstrom hineingeraten und hatte den König tatsächlich erlebt. Ich war sogar bei ihm im Kerker gewesen, und er hatte mein Kreuz bestaunen können. Das alles hatte nur passieren können, weil es Professor Chandler gelungen war, die blaue Rose aus dem Tunnel der Zeiten in seinen Besitz zu bringen. Ihre magische Kraft hatte eben für diese Zeitenöffnung gesorgt und vor allen Dingen Vater und Tochter zu seinem Spielball gemacht.

Beide waren wieder normal, und danach hatte es lange Zeit nicht ausgesehen. Wenn ich das Mädchen Iris ansah, schaute ich in ein hellwaches Kindergesicht mit blitzenden Augen, und auch ihr Vater war kein finsterer Krieger mehr aus dem Mittelalter.

Ich würde die Ruine Dürnstein in ewiger Erinnerung behalten, aber auch dieses herrliche Hotel unterhalb der Feste, denn dort hatten wir uns noch zwei Tage aufgehalten.

Der Professor war wieder gefahren und hatte die blaue Rose mitgenommen. Ich erinnerte mich noch sehr genau an seine Abschiedsworte. Sehr ernst hatte er mich dabei angeschaut. »Diese Rose, John Sinclair, werde ich hüten wie einen Schatz darauf kannst du dich verlassen. Niemals werde ich mit ihr irgendwelche Experimente durchführen, die gefährlich werden können.«

»Bist du dir sicher?« hatte ich gefragt.

Er hatte nur gelächelt und mich zum Abschied umarmt.

»Aha, der Spätaufsteher«, wurde ich begrüßt, was ich aber ignorierte und mich Iris Quentin zuwandte. »Nun, meine Kleine, wie geht es dir?«

Sie drückte sich gegen ihren Dad. »Gut, John, mir geht es sehr gut. Es ist alles wieder okay.«

»Das freut mich.« Ich nahm Platz und bestellte bei der Bedienung frischen Kaffee, der hier wirklich herrlich war. Beim Ausfalten der Serviette sagte ich: »Übrigens, den Grund meiner Verspätung kann ich euch nennen. Ich habe schon mit London telefoniert. Unter anderem mit Sir James und auch mit den Conollys. Da ist ebenfalls alles wieder in Ordnung, das heißt, Ihre Frau, Mr. Quentin, ist bis zu Ihrer und der Rückkehr Ihrer Tochter Gast der Conollys. Sie wollte nicht allein bleiben, und das ist verständlich, denke ich.«

»Es ist sogar wunderbar«, gab mir der Mann recht. »Wir werden sie ja heute noch sehen.«

»Das denke ich auch.«

Ich trank zunächst einen Schluck Kaffee, bevor ich mich dem Büfett zuwandte, wo die herrlichsten Leckereien die Augen des Betrachters erfreuten und auch mir das Wasser im Gaumen zusammenlaufen ließen. Es war alles vorhanden, Wurst, Fisch, Konfitüren, und auch die Körner-Fans kamen auf ihre Kosten.

Ich nahm erst mal von jedem Etwas und ging wieder zurück an meinen Platz. Durch die bis zum Boden reichende Scheibe einer Tür konnte ich nach draußen auf die herrliche Terrasse des Hotels schauen, die mal als die schönste Österreichs beschrieben worden war, was ich gut nachvollziehen konnte, denn der Blick über die Mauer hinweg auf die Donau und die Berge war einfach umwerfend.

Zu dieser Zeit lagen auf der Terrasse gelbe Blätter, die einst grün und gesund an den Zweigen der Bäume gehangen hatten. Über das Wetter konnte sich niemand beklagen, denn über Mitteleuropa lag schon seit Tagen ein Hochdruckgebiet, das für klaren Himmel und Sonnenschein gesorgt hatte.

Auch in den nächsten Tagen sollte es so bleiben, und eigentlich drängte mich nichts nach Hause.

Während ich aß, kreisten meine Gedanken um Urlaub in den Bergen, denn sie lagen ja nur zwei Autostunden entfernt.

Iris und ihr Vater unterhielten sich leise miteinander, während Suko sich mit einer Zeitung beschäftigte und hin und wieder umblätterte.

Ich hatte mich zwar nicht an dieses Geräusch gewöhnt, es fiel mir aber auf, als es ausblieb. Als ich hochschaute, sah ich Suko in einen Artikel vertieft.

»Was ist denn da so interessant?« fragte ich ihn.

»Einiges.«

»Zum Beispiel?«

»Die Politik…«

Ich lachte. »Als ob die je interessant gewesen wäre. Da wird doch noch mehr gestritten als in der Familie.«

»Und die Verbrechen!«

»Sensationsmache.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß nicht, aber ich bin hier über etwas gestolpert, das mich schon zum Nachdenken bringt.«

Ich schenkte mir Kaffee nach und fragte: »Was ist es denn, bitte sehr?«

»Der Alpen-Teufel!«

Beinahe wäre mir die Silberkanne entglitten. Auch die beiden Quentins schauten auf, und Iris nahm mir die Frage praktisch aus dem Mund. »Hast du Alpen-Teufel gesagt, Suko?«

»Du hast dich nicht verhört.«
»Und was ist das für einer?«
Suko ließ die Zeitung sinken, so daß wir ihn jetzt alle sehen konnten.
Mir fiel auf, wie ernst sein Gesicht dabei war. »Der Alpen-Teufel ist ein brutaler Killer. Ein Mörder, der kein Erbarmen kennt. Er ist die Grausamkeit in Person, ein Magier, des Bösen, einer, der mit der Hölle im Bunde steht.«
Keiner lachte über seine Worte, auch ich blieb ernst. Ich wußte, daß Suko nicht gespaßt hatte, und ich fragte leise über den Tisch hinweg: »Woher weißt du das alles?«
»Es steht in der Zeitung. Ein vierfacher Ritualmörder, der in Tirol sein Unwesen treibt, als das sehen ihn die Zeitungen an. Die Reporter haben natürlich die Informationen von den Bewohnern der Täler erhalten, und jetzt befürchten sie, daß viele Urlauber wegbleiben. Die Wintersaison steht vor der Tür…«
»Viermal hat er getötet?« fragte Harold Quentin flüsternd.
»Ja, und das auf verdammt bestialische Weise. Ich möchte mir die Einzelheiten ersparen und auf Iris Rücksicht nehmen, aber es gibt Bewohner in den Tiroler Dörfern, die vor ihm zittern. Er muß furchtbar sein.«
»Aber das ist doch kein Teufel«, sagte Iris. »Bestimmt ein Mensch.«
Suko runzelte die Stirn.
»Nein…?«
»Ich weiß es nicht, Iris. Auch wenn er ein Mensch ist, möchte ich ihn als Teufel ansehen, denn so schlimm kann kein Mensch sein. Unter anderem hat er auch ein junges Mädchen getötet, beinahe noch ein Kind. Die Menschen sind natürlich voller Panik, sie haben Angst. Man hat Leute interviewt. Was immer er ist oder sein mag, er stellt eine verdammt große Gefahr dar.«
Ich wußte, worauf Suko hinauswollte. »In Tirol, sagst du, treibt er sein Unwesen?«
»Ja.«
Als ich lächelte, lächelte er ebenfalls. »Weit ist es nicht, John, wirklich nicht.«
Ich raufte mir zwar nicht die Haare, aber mein Gesicht sprach Bände. »Du willst also hin?«
»Ich denke, daß uns einige Tage außerhalb von London guttun würden. Das Wetter ist wunderbar, und Urlaub haben wir beide auch noch.«
»Stimmt.«
»Und wenn wir nebenbei versuchen, diesem Teufel, wer immer sich auch dahinter verbergen mag, das Handwerk zu legen, wäre doch allen gedient, denke ich.«
Mein Grinsen wurde zur Maske. »Im Prinzip stimme ich dir zu, aber

wie sage ich es meinem Kinde?«

»Du meinst, Sir James?«

»Richtig.«

»Das könntest du übernehmen. Von einem Alpen-Teufel brauchst du nichts zu sagen. Wir machen ›nur‹ ein paar Tage Urlaub. Dazu noch im November, das ist doch was. Andere gehen im Sommer. Er kann wirklich nichts dagegen haben.«

»Nur sind wir zu zweit.«

»Deshalb wird er schon nicht untergehen.«

Allmählich wurde auch Harold Quentin bewußt, was wir vorhatten. »Sie wollen wirklich nach Tirol fahren und sich um diesen… diesen Alpen-Teufel kümmern?«

»Das hatten wir vor«, sagte ich.

Er schlug die Hände vor sein Gesicht. »Himmel, da komme ich nicht mit. Das ist Irrsinn, das ist…«

»Sie fliegen wieder zurück nach London und bestellen den Conollys die besten Grüße.«

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich… ich… kann mich da nicht hineindenken.«

»Du bist einverstanden?« fragte Suko.

Ich schnickte mit den Fingern. »Gib mir zunächst mal die Zeitung. Das muß ich lesen.«

Niemand gab einen Kommentar ab, als ich mich mit dem Bericht beschäftigte. Je länger ich las, desto kräftiger wurde der Schauer, der über meinen Rücken rieselte.

Was da geschehen war, konnte man nicht fassen. Da lief ein Monstrum umher, ein Tier, das Menschen auf brutale Weise getötet hatte, und der Begriff Alpen-Teufel war nicht übertrieben.

Als ich die Zeitung sinken ließ, schaute Suko mich an und fragte: »Wie hast du dich entschieden, John.«

Ich blies die Luft aus. »Okay, mein Freund, ich denke, wir sollten nach Tirol fahren…«

***

Die Kellnerin ging vor. Zwei, drei schleifende Schritte. Sie drückte sich zwischen wuchtigen Holztischen hindurch und hielt dabei beide Hände in einer unnatürlichen Haltung gegen den Leib gepreßt.

Wäre die Beleuchtung besser gewesen, hätte mancher Gast die dunkle Flüssigkeit gesehen, die zwischen den leicht gespreizten Fingern hervorquoll.

Es herrschte nicht viel Betrieb in der Gaststube, doch auch wenige Menschen können Lärm machen.

Das war vor dem Eintritt der Kellnerin der Fall gewesen, nun aber herrschte eine bedrückende Stille, denn jeder, der hier sein Bier trank,

wußte, daß etwas Unheimliches geschehen war. Niemand konnte sagen, was da die junge Frau erwischt hatte, aber sie hatte Ärger mit der Atmung, denn immer wieder riß sie den Mund weit auf, um nach Luft zu schnappen.

Dann stöhnte sie.

Einen Moment später blieb sie stehen.

Es war alles in einem normalen Tempo abgelaufen, nur hatte es für die Menschen wie zeitverzögert ausgesehen. Ebenfalls langsam hatte die Bewegung ausgesehen, mit der die Kellnerin beide Hände von ihrem Körper nahm.

Ihr Bauch lag frei, damit auch die Wunde, aus der plötzlich ein Blutschwall schoß! Die Frau fiel vornüber ins eigene Blut und blieb so liegen. Kein Schrei mehr, nichts.

Die Gäste waren wie gelähmt. Das Entsetzen schnürte ihnen die Kehlen zu.

Keiner sprach es aus, aber alle wußten oder ahnten es zumindest.

Der Alpen-Teufel hatte ein neues Opfer gefunden!

***

Vor der deutschen Grenze gab es einen Stau, das wiederum machte unseren ganzen Schnitt kaputt, der sowieso nicht besonders gewesen war, denn in Richtung Salzburg herrschte viel Betrieb, und eine Großbaustelle einige Kilometer vor der Stadt hatte für eine weitere Verzögerung gesorgt.

Jedenfalls war die Fahrt kein Vergnügen gewesen, und es lagen noch einige Kilometer vor uns. Wir mußten durch Germany und dann auf die Innsbrucker Autobahn fahren. Bei Kiefersfelden würden wir dann wieder nach Österreich einreisen.

In London hatte es keine Probleme gegeben. Zwar hatte sich Sir James zuerst ziemlich brummig gezeigt, denn er hatte es mir nicht abgenommen, daß Suko und ich einfach nur Urlaub hatten machen wollen.

Ich hatte dann zwangsläufig mit der ganzen Wahrheit herausgerückt, und Sir James hatte sich natürlich über seine gute Menschenkenntnis gefreut. Er hatte sich nun auch sehr kooperativ gezeigt und gefragt, ob er sich mit den österreichischen Behörden in Verbindung setzen sollte, was ich aber nicht wollte.

»Es steht noch nicht fest, Sir, ob es für die Morde überhaupt ein Motiv gibt, das uns direkt angeht. Noch ist nicht bewiesen, ob übersinnliche Kräfte eine Rolle spielen. So ein Name ist schnell gefunden, wir werden zunächst abwarten.«

»Aber sie hören sich um.«

»Sicher.«

»Und wo kann ich Sie erreichen?«

»Es gibt da einen zentralen kleinen Ort, um den herum die Taten geschehen sind. Er heißt Alpbach und liegt in Tirol. Wir werden uns dort in einem Hotel einquartieren und unsere Fühler ausstrecken. Ich setze mich dann später mit Ihnen in Verbindung.«

»Gut, halten Sie die Stellung.«

Im Moment standen wir vor der Grenze im Stau.

Glücklicherweise spielte das Wetter mit. Dieser herrliche Altweibersommer hatte uns nicht verlassen. Blauer Himmel, klare Luft, und die Berge standen in der Landschaft wie in einem übergroßen Gemälde.

Kaum eine Wolke segelte über das blaue Firmament. Selbst an den Gipfeln der Berge hatten sich keine Wattetupfer versammelt, die Fernsicht war ausgezeichnet.

Es war schon Schnee gefallen, doch der war nur auf den Gipfeln der Berge liegengeblieben. Dort bildete er eine weiße Schicht, die im Licht der Sonne glitzerte.

Ich hatte es mir auf dem Beifahrersitz bequem machten können, während Suko hinter dem Steuer saß und seine Stirn hin und wieder in Falten legte. »Es macht bald keinen Spaß mehr, John.«

»Was meinst du?«

»Die Fahrerei mit dem Auto.«

»Das stimmt. Aber ein Fahrrad können wir nicht nehmen.«

»Höchstens ein Bike.«

»Wir modern du bist.«

Wir hatten über den Fall nicht mehr geredet, allerdings war die Mordserie von zahlreichen Zeitungen als Aufmacher benutzt worden, und der allgemeine Tenor sprach von Ritualtaten eines Irren.

Woher die Zeitungsleute diese Informationen hatten, wußte ich nicht. Wir konnten dem nicht zustimmen, es aber auch nicht ablehnen. Am Schauplatz selbst würden wir uns dann eine eigene Meinung bilden.

Auch die längste Warterei hat einmal ein Ende, bei uns ging es plötzlich zügig voran, und wir wurden von den Zöllnern durchgewinkt.

»Na bitte«, murmelte Suko.

Wir setzten unseren Weg durch Bayern fort, und auch in Germany zeigte sich der Wettergott von seiner besten Seite, der Verkehr allerdings nicht so sehr. Das Verkehrsaufkommen auf der Autobahn in Richtung München war ziemlich groß. Einen Stau gab es zum Glück nicht mehr.

Am Inntal-Dreieck ging es dann ab in Richtung Kiefersfelden, wo ein neuer Grenzübergang auf uns wartete. Auch hier wurden wir durchgewinkt und rollten auf der Inntal-Autobahn in Richtung Innsbruck. In Höhe von Brixlegg wollten wir abbiegen.

Da die Bahn ziemlich frei war, konnte Suko etwas aufdrehen. Unser

Golf schnurrte zufrieden, er war sowieso ein problemloses Auto, und als ich die Landschaft betrachtete, da überkamen mich wieder Urlaubsgefühle. Rechts und links der Bahn und des Flusses bildeten die hohen Berge den nötigen Rahmen. Zahlreiche Abfahrten führten in die klassischen Urlaubstäler, in denen in wenigen Wochen wieder Hochbetrieb herrschte und Skiläufer die Natur vergewaltigten.

Noch herrschte Ruhe.

Viele Hotels und Pensionen hatten noch geschlossen. Der Schnee lag nur in Gipfelhöhe, in den Tälern hatte der Herbst den Wäldern das knallbunte Kleid übergestreift, die in flammenden Farben grüßten.

Die Abfahrt tauchte sehr bald schon auf, und wir verließen die Autobahn. Anschließend fuhren wir über den Inn auf die andere Seite und nahmen den Weg ins Alpbachtal.

Eine herrliche Strecke.

Wiesen, Wälder, der blaue Himmel, ein leichter Wind, wenn auch kühl, aber das machte gar nichts.

Das Betonband der Straße präsentierte sich pulvertrocken, es bestand überhaupt keine Gefahr, daß wir rutschten, und die Serpentinen waren ebenfalls gut befahrbar.

Die Sonne sank im Westen. Noch vergoldete sie die Landschaft, die dadurch noch interessanter wirkte.

Zumindest auf mich, denn ich wäre gern ausgestiegen und spazierengegangen.

Das konnte ich dann am Ziel, einem kleinen, wunderschönen Ort, der einmal das schönste Dorf des Landes gewesen war. Kein glattes Straßendorf wie so viele Orte, nein, Alpbach lag an einem Sonnenhang abseits der Hauptstraße, und wir rollten langsam durch das wunderschöne, touristenleere Dorf, in dem nicht alle Hotels geöffnet hatten. Ebenso verhielt es sich mit den Souvenirläden, aber die Menschen waren dabei, sich auf den Winter vorzubereiten. Nicht wenige stapelten das Brennholz neben ihren Häusern. Einige flickten ihre Dächer, und als wir die Mitte erreicht hatten, hörten wir auch das Läuten der Kirchturmglocke.

Der Klang wehte in unseren Wagen. Er kam mir gar nicht hell vor, sondern düster und schwermütig, als würde in der Kirche, die von einem Friedhof umgeben war, eine Totenmesse abgehalten.

Nicht weit davon entfernt lag das Hotel, in dem wir telefonisch zwei Zimmer gebucht hatten. Es war wohl das beste im Ort, ein sehr altes Gebäude, unter Denkmalschutz stehend. Um diese Jahreszeit fanden wir noch einen Parkplatz und stiegen aus.

Die herrliche Luft kitzelte die Lungen, und über meine Lippen huschte ein Lächeln.

Suko schloß den Wagen ab. »Wenn ich dich so anschaue, kann ich nur sagen, daß du dich wohlfühlst.«

»Stimmt.«
»Denkst du auch an den Alpen-Teufel?«
»Im Augenblick fällt es mir schwer.«
Suko nahm seine Tasche hoch. »Kann ich mir vorstellen.«
An der Rezeption wurden wir von der Besitzerin des Hotels sehr nett begrüßt. Sie wunderte sich, daß wir um diese Zeit bei ihr wohnen wollten. Wir hatten für drei Tage reserviert, und ich erklärte ihr, daß sich das Wetter angeblich so lange halten würde.
»Na, das wollen wir auch hoffen.«
»Man kann noch wunderbar relaxen.«
»Da haben Sie recht, Mr. Sinclair. Darf ich Ihnen die Zimmer zeigen?«
Sie durfte. Unsere Räume lagen nebeneinander, und wir zeigten uns zufrieden.
Ich trat auf den Balkon hinaus, schaute zu den Gipfeln hinüber und »trank« wieder die herrliche Luft. Das Klopfen überhörte ich und bemerkte Suko erst, als er dicht neben mir stand.
»Na, wie ist die Lage.«
»Nicht schlecht.«
»Dir geht es also gut?«
»Richtig.«
»Und was machen wir?«
Ich drehte mich um und ging ins Zimmer zurück. Dann schloß ich die Balkontür. »Fragen stellen, was sonst?«
»Wo?«
»Mal sehen.«
»Ich denke mir, daß die Menschen hier ziemlich verschlossen sind. Außerdem müssen wir damit rechnen, daß sich einige Reporter hier in der Gegend eingenistet haben, da will doch jeder den größeren Helden spielen und für Auflage sorgen.«
»Soll uns das jucken?«
»Nein, ich denke nur, wir sollten achtgeben, mit wem wir sprechen.«
»Das überlasse ich dann dir.«
Suko verpaßte mir einen leichten Boxhieb. »Ich sehe schon, du nimmst mich nicht ernst.«
»Komm, schauen wir uns um.«
»Wo?«
»Im Ort. Ich liebe es, mir einen ersten Eindruck über das Leben zu verschaffen.«
»Nur über das Leben?«
»Was meinst du denn?«
»Ich dachte auch an den Tod.«
Ich hob die Schultern und schloß die Tür. In dieser herrlichen Umgebung und bei diesem Wetter konnte ich mir den Tod kaum

vorstellen.

***

Da irrte ich mich!

Schon sehr bald wurden wir mit dem Tod konfrontiert. Das nur wenige Schritte vom Hotel entfernt.

Als wir über die Friedhofsmauer hinwegschauten, sahen wir die zahlreichen Trauergäste, die sich um ein Grab versammelt hatten.

Plötzlich kam mir der Wind kälter vor, die Sonne weniger glanzvoll, und ich erinnerte mich wieder an den Klang der Glocke, der irgendwie dumpf und traurig gewesen war.

Wir blieben jenseits der Mauer stehen und ließen unsere Blicke über den Friedhof schweifen. Wer immer hier zu Grabe getragen worden war, er hatte sich eine große Beerdigung verdient. Die Menschen aus dem Ort bevölkerten den Friedhof. Ich entdeckte auch die Hotelbesitzerin zwischen den Trauergästen, aber mir fielen auch die Männer auf, die etwas abseits standen und so gar nicht zu den Dorfbewohnern passen wollten. Nicht nur Gangster haben einen Blick für Polizisten, ich erkannte die Kollegen ebenfalls und sah auch einige Reporter von der Presse, die Bilder schossen, ohne allerdings ihr Blitzlicht einzusetzen.

Suko stieß mich an. »Du weißt, was das bedeutet?« flüsterte er mir zu.

»Ja, leider. Der Alpen-Teufel scheint schon wieder ein Opfer gefunden zu haben.«

Wir schwiegen, weil wir die Rede des Pfarrers nicht stören wollten. So erfuhren wir, daß die Tote Anna Lederer hieß und aus dem Ort stammte. Der Geistliche versuchte, ihren gewaltsamen Tod zu verdrängen, was er aber nicht schaffte. Immer wieder kam er auf den Schrecken zu sprechen, der über und um den Ort herum lauerte. Er redete von dem Bösen und meinte den Teufel damit, der seinen Weg gefunden hatte, um die Menschen zu vernichten. Er riet den anderen, wachsam zu sein und trotz allem auf den Herrgott zu vertrauen.

Die Menschen, die das Grab umstanden, waren nicht nur sehr traurig, sondern auch geschockt. Ihnen steckte die schreckliche Bluttat ebenfalls in den Knochen. Sie hielten die Köpfe gesenkt, viele weinten, alle waren blaß und wirkten entsetzt. Sie hatten Angst, und das nicht ohne Grund. Jeder von ihnen konnte das nächste Opfer des Mörders sein.

Auch der Wind erschien mir jetzt kälter. Die Sonne war nur ein blasser Fleck am Himmel, und es kam mir vor, als wollte sie sich von der Leiche verabschieden.

»Wer weiß was?« murmelte Suko.

Ich hatte ihn nicht ganz verstanden und hakte nach. »Was hast du

gefragt?«

»Ich frage mich, ob die dort Versammelten nicht doch etwas wissen. Zumindest mehr, als sie zugeben wollen.«

»Wie kommst du darauf?«

Er nickte über die Mauer hinweg. »Ist das in kleinen Orten und Dörfern nicht so?«

»Stimmt, zumindest in der Regel.«

»Wir sollten uns die Leute genau aussuchen, die wir befragen. Hast du schon eine Idee?«

»Noch nicht.«

»Was hältst du davon, wenn wir mit dem Pfarrer reden? Ich bin nicht dafür, daß wir mit den Verwandten der Anna Lederer sprechen, die sind Fremden gegenüber sicherlich mißtrauisch, aber der Geistliche wird uns bestimmt etwas verraten können.«

Ich erwiderte nichts und hob die Schultern.

»Du hältst nichts davon?«

»Abwarten, Suko.«

Die Beerdigung neigte sich dem Ende entgegen. Starke Männer hatten den Sarg bereits in die Tiefe gelassen. Der Wind war in diesem Augenblick fast völlig eingeschlafen, deshalb war das Weinen und Schluchzen der Trauergäste um so deutlicher zu hören. Es kam mir vor, als wäre ein gesamtes Dorf in eine tiefe Lethargie gefallen.

Wir warteten, für uns hatte sich auch niemand interessiert. Wenige Minuten später war die Beerdigung zu Ende. Die Menschen kondolierten den Verwandten der Toten. Man warf Erde und Blumen in das Grab, und die Männer, die wir als Polizisten ansahen, bewegten sich plötzlich. Sie pickten sich verschiedene Personen aus der Trauergemeinde heraus, die mir sehr offiziell aussahen. Es waren möglicherweise die Honoratioren des Ortes.

Zum Reueessen würde niemand gehen, die Trauergemeinde löste sich allmählich auf. Ich hatte die Besitzerin des Hotels nicht aus den Augen gelassen. Sie trug einen dunklen Mantel aus Loden, der ihren Körper umgab wie eine Glocke.

Diese Frau wurde von keinem Polizisten angesprochen. Sie sah zwar nicht aus, als würde sie gemieden, aber sie verließ den Friedhof doch allein, hielt den Kopf gesenkt und schritt mit etwas staksigen Schritten, als wäre sie tief in Gedanken versunken.

Auch Suko hatte die Frau beobachtet. Er stieß mich an, nickte zu ihr hinüber, und sie nickte zurück.

»Wo?« fragte er.

»Nicht hier draußen, im Hotel.«

»Okay.«

Wir richteten es so ein, daß wir uns »zufällig« vor dem Eingang trafen und die Frau vorgehen ließen. Sie hatte sich uns auch

vorgestellt. Sie hieß Helene Brandner, und als sie aus meinen Mund ihren Namen hörte, schrak sie zusammen.

»Pardon, aber ich war doch in Gedanken.«

Gemeinsam betraten wir das Haus. »Sie kommen von einer Beerdigung?« fragte ich. »Es war für uns nicht zu übersehen, wir wollten uns etwas die Beine vertreten und haben in der Trauergemeinde auch Sie gesehen.«

»Ja, ich war auf der Beerdigung. Eine schreckliche Sache.« Mehr sagte sie nicht, knöpfte ihren Mantel auf, den ich ihr abnahm.

»Danke.«

Von einer Mitarbeiterin wurde Frau Brandner angesprochen, die allerdings keine Nerven hatte, sich über berufliche Dinge zu diesem Zeitpunkt zu unterhalten. Sie bat die junge Frau, sich an ihren Mann zu wenden, der im Hotel geblieben war.

Wir standen etwas abseits in der leicht dunklen Hotelhalle. Zwei uralte Türen führten zu den Gaststuben, die noch so waren, wie man sie vor einigen Hundert Jahren gebaut hatte. Geradeaus ging es dann in eine moderne Halle. Sie lag zum Garten hin, war ein Anbau, und durch große Scheiben konnten wir in den Garten hineinschauen, wo sich auch ein Pool befand, auf dessen leicht gekräuselter Wasserfläche bunte Blätter dümpelten. An einer großen viereckigen Theke saßen in der Saison sicherlich zahlreiche Gäste, ebenso wie in den Sesseln vor den zahlreichen Tischen, die sich in der Halle ausbreiteten.

»Können wir dort einen Kaffee bekommen?« fragte ich die Frau.

Sie strich durch ihre blonde Kurzhaarfrisur. »Ja, natürlich. Ich brauche ihn auch. Setzen Sie sich bitte zu mir. Ich bin ein wenig deprimiert. Es tut gut, mit anderen Menschen zu sprechen, die nicht unmittelbar von dem Tod der Kellnerin betroffen sind. Es ist schrecklich genug, was da geschah.«

Ohne eine weitere Erklärung abzugeben, ging sie vor, und ich sah, wie mir Suko zuzwinkerte. Es lief besser, als wir es uns vorgestellt hatten. Wir waren überzeugt davon, daß diese Frau einiges wußte.

Ein junges Mädchen in weißer Schürze hatte uns gehört und kam aus der Küche. Es grüßte freundlich. Die verweinten Augen zeigten an, daß auch sie auf der Beerdigung gewesen war.

»Wir bekommen drei Tassen Kaffee, aber große. Und für mich einen Cognac. Für Sie auch?«

Ich stimmte zu, Suko lehnte ab. »Wissen Sie, den brauche ich jetzt.«

»Einen Doppelten, Frau Chefin?«

»Gern.«

Wir nahmen in den Sesseln Platz und saßen so, daß wir nach draußen schauen konnten, wo die Dämmerung weit fortgeschritten war.

Helene Brandner knetete ihre Gesichtshaut. »Es wird bald dunkel

werden«, sagte sie.
»Das ist der Lauf der Welt.«
»Stimmt, Herr Sinclair. Licht und Schatten gehören zum Leben.« Sie hob die Schultern.. »Im November spürt man es besonders. Da hockt der Winter bereits wartend hinter den Bergen, sagt man bei uns, um irgendwann in das Tal einzufallen. Er bringt Kälte mit und das weiße Leichentuch des Schnees. Damit leben wir, damit haben wir immer gelebt, es ist auch normal…«
»Aber…?«
Sie schaute mich an. »Nicht normal ist der Tod dieser jungen Frau, die Anna Lederer hieß.«
»Warum nicht?« fragte Suko. »War sie zu jung?«
»Nein oder ja. Dreißig - was natürlich nichts zu sagen hat. Es ist nur so, sie starb nicht eines normalen Todes, meine Herren.«
»Nein?« staunte Suko.
»Sie wurde ermordet.«
Schweigen, niemand sprach. Auch Frau Brandner nicht, die wollte, daß wir unseren Gedanken nachhingen. Nur die schnellen Schritte des Mädchens zerstörten die Stille. Die Kleine brachte den Kaffee und auch den Cognac, der seinen Platz in großen, breiten Schwenkern gefunden hatte. »Sehr zum Wohl…«
Wir nickten ihr zu. Frau Brandner hatte ihr Glas hochgenommen und schwenkte die Flüssigkeit, bevor sie trank. Auch ich nahm einen Schluck und spürte die Wärme durch meine Kehle rinnen.
Nachdem Helene Brandner getrunken hatte, hielt sie das Glas mit beiden Händen fest und schaute an uns vorbei ins Leere. »Wissen Sie, es ist ja so. Diese Anna Lederer ist nicht die erste Person, die in letzter Zeit auf so schreckliche Art und Weise ums Leben kam. Sie ist… sie ist…«, es fiel ihr schwer weiterzusprechen. »Sie ist bereits das fünfte Opfer eines widerlichen Mörders.«
Jetzt war es heraus, und die Frau wartete auf unsere Reaktion, die auch sehr schnell kam. »Meinen Sie etwa den Alpen-Teufel?« fragte Suko.
Frau Brandner versteifte. »Sie wissen Bescheid? Sind Sie von der Presse? Haben Sie sich…?«
»Nein, nein«, sagte Suko schnell. »Wir haben nur die Zeitungen gelesen. Die Berichte konnte man einfach nicht übersehen. Schon auf der ersten Seite wurde darüber geschrieben.«
»Das stimmt leider.«
»Haben Sie schlechte Erfahrungen mit den Presseleuten gemacht?«
Ein Nicken war die Antwort. »Ich rede normalerweise nicht über Gäste, in diesem Fall aber stimmt es. Einige haben hier gewohnt, es war wirklich nicht gut.«
»Jetzt sind sie weg?«

Frau Brandner schenkte Kaffee ein. »Ja, sie zogen aus. Ich habe es ihnen nahegelegt.« Sie trank vorsichtig, weil der Kaffee heiß war. »Diese Menschen waren wie Hyänen, ihnen war nichts heilig. Sie wollten unbedingt Interviews mit den Angehörigen der Toten bekommen, haben sogar Geld geboten, das aber wollte ich nicht mitmachen.«

»Die Ermordeten stammten alle aus diesem Ort?« fragte ich.

»Und aus der näheren Umgebung. Keiner weiß, wer es getan hat, aber er ist ein Teufel, und der Name Alpen-Satan oder Alpen-Teufel wurde ihm nicht zu Unrecht gegeben. Manchmal denke ich, daß ein Mensch zu so etwas nicht fähig ist. Es muß ein Tier sein, ein Monster, was weiß ich nicht alles.«

»Wie wurden die Menschen getötet?«

Helene Brandner schüttelte den Kopf. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair. Es ist«, flüsterte sie, »einfach zu schrecklich. Ihnen wurden die Körper aufgerissen, wie von Prankenschlägen. Ich selbst habe es nicht gesehen, aber gehört. Sie wissen ja, was sich die Menschen so alles erzählen. Ich glaube nicht, daß sie in diesem Fall gelogen haben.« Sie hob einen Arm und deutete gegen die Scheibe. »Irgendwo in der Dunkelheit lauert der Mörder. Ob Mensch oder Tier.« Sie hob die Schultern. »Niemand weiß es.« Wieder trank sie einen Schluck. »Die Leute sind auch abergläubisch. Sie glauben an den Herrgott, aber auch an den Teufel, und einige prophezeien, daß es der Satan gewesen ist, der die Hölle verließ, um sich die Seelen der Menschen zu holen.« Sie hob die Schultern. »Wie dem auch sei, ich kann da keine klare Antwort geben, aber die Angst steckt auch in mir.«

Ich setzte meine Tasse ab. »Wieso?«

Aus großen Augen schaute sie mich an. »Das ist doch klar, Herr Sinclair. Die Taten geschehen stets in der Dunkelheit. Schauen Sie nach draußen. Es dämmert, ein normaler Vorgang - wie seit Urzeiten. Nur nicht mehr für uns, die Menschen hier. Wir sehen der Dämmerung mit anderen Gefühlen entgegen. Je dunkler es wird, um so mehr steigt die Angst, und sicherlich nicht grundlos. Ja, man hat Angst, und ich schließe mich in diesen Kreislauf mit ein.«

Suko stellte die nächste Frage. »Hat denn jemand den Mörder zu Gesicht bekommen?«

»Ich denke nicht.«

»Aber genau wissen Sie es nicht?«

»Anna Lederer hat sich mit letzter Kraft in ein Gasthaus schleppen können. Sie war fast tot, als sie die Gaststube betrat, trotzdem hat sie noch sprechen können.«

»Was sagte sie denn?«

»Sie erwähnte einen Paul, der wieder zurücksein sollte. Das jedenfalls

erzählt man sich.«

»Kennen Sie diesen Paul?« wollte ich wissen.

»Nein, nicht direkt. Es gibt viele Männer mit diesem Namen. Ich kenne auch welche, die so heißen. Nur kann ich mir bei keinem vorstellen, daß er eine derartige Bestie ist.« Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist unmöglich. Wenn ich mich recht erinnere, haben all diese Pauls auch ihre Alibis gehabt.«

»Aber grundlos hat Anna den Namen vor ihrem Tod nicht erwähnt, sage ich mal.«

»Wer weiß?« murmelte Frau Brandner. »Vielleicht hatte sie auch einen Freund der so heißt.«

»War sie nicht verheiratet?«

»Nein.«

Ich nickte und schaute zu Boden. »Das ist natürlich schlimm, und wir haben von diesen Dingen zwar gewußt, aber nicht damit gerechnet, so plötzlich damit konfrontiert zu werden.«

»Das kann ich mir denken. Wenn Sie jetzt abreisen wollen, kann ich Ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen.«

»Nein, wo denken Sie hin? Wir werden diese drei Tage bleiben. Ob wir sie allerdings so genießen werden, wie wir es uns vorgestellt haben, bleibt dahingestellt, aber ich denke schon, daß wir die schöne Spätherbstluft genießen.«

»Nur nicht am Abend oder in der Nacht. Da ist der Alpen-Teufel unterwegs. Sie sollten sich wirklich vorsehen.«

»Ich glaube, das machen wir.«

Frau Brandner schaute auf ihre Uhr. »Für mich wird es Zeit. Ich muß mich noch um die Küche kümmern.« Sie stand auf, und auch wir erhoben uns. »Ich wünsche Ihnen trotzdem noch einen angenehmen Aufenthalt in Alpbach.«

»Danke sehr.«

Wir schauten ihr nach, als sie ging, und Suko, der sich wieder gesetzt hatte, fragte: »Und nun, mein Lieber?«

Ich nahm ebenfalls Platz. Im Glas schimmerte noch eine hellbraune Pfütze. »Paul, heißt er wohl…«

»Versteifst du dich jetzt darauf?«

Ich streckte die Beine aus und drückte den Rücken gegen die hohe Lehne. »Nein, das nicht, aber wir können schon die Ohren offenhalten. Es ist möglich, daß uns der Name noch öfter begegnet.«

Suko nickte. »Wenn diese Anna Kellnerin war, sollten wir vielleicht den Gasthof aufsuchen, in dem sie gearbeitet hat und letztlich auch gestorben ist.«

»Keine schlechte Idee.«

»Wann?«

Ich stand auf. »Am besten sofort. Hier darf nichts auf die lange Bank

geschoben werden.«

***

»Wo willst du hin, Bert?«
»Abschied nehmen.«
»Von wem?«
»Von der Anna.«
»Aber sie ist tot.«
»Ich weiß, Mutter, sie ist tot. Und ich weiß auch, wie sie ums Leben kam. Der Alpen-Teufel hat sie geholt, und ich habe mir vorgenommen, daß ich ihn holen werde. Ich werde Anna rächen, ich werde den Mörder finden und ihn vernichten.«
»O Gott, Bertl.« Die alte Frau schlug ein Kreuzzeichen. »Du versündigst dich. Du kannst nicht gegen den Teufel ankommen. Der Satan hat die Hölle verlassen, um uns zu bestrafen.« Sie ging auf ihren Sohn zu und umklammerte die Schöße seiner Jacke. »Geh nicht weg, Bertl, geh nicht weg. Sonst holt er auch dich. Weißt du denn nicht, daß dies der Anfang vom Ende ist? Es sind die ersten Zeichen für den Untergang der Welt.« Sie sprach jetzt mit schneller Stimme. »Schon in der Bibel steht etwas über die Zeichen geschrieben, die das Böse gesetzt hat, mein Junge. Seid wachsam, das Ende kann jeden Tag über euch hereinbrechen. Es ist bereits in der Nähe, es hat begonnen, denn der Teufel hat die Hölle verlassen, um sich unter die Menschen zu begeben.«
»Ah - geh, Mutter, das stimmt doch nicht.«
»Ich weiß es.«
»Und ich weiß, daß ich die Anna mochte. Meine Frau ist vor drei Jahren gestorben, die Anna und ich sind uns nahegekommen. Niemand wußte davon. Wir hätten auch geheiratet, aber jetzt ist sie tot, Mutter, sie lebt nicht mehr, es ist vorbei. Nur will ich nicht wahrhaben, daß sie jemand einfach so viehisch umgebracht hat. Ich werde mich auf die Suche begeben, ich weiß, daß der Mörder noch lauert. Anna ist nicht sein erstes Opfer gewesen.«
»Das weiß ich doch, Bertl, aber tu dir und mir einen Gefallen. Überlaß die Suche der Polizei.«
Bert Rogner lachte seine Mutter so scharf an, daß sie zusammenzuckte. »Die Polizei, Mutter? Nein, nicht die. Das ist zum Lachen. Die schaffen nichts, denn die rennen herum wie blinde Hühner. Da kannst du sagen, was du willst, die Polizei ist nicht stark genug. Das müssen wir alles selbst in die Hand nehmen.«
»Du versündigst dich!«
Bert Rogner zog den Reißverschluß seiner Jacke hoch. »Mutter, ich weiß, was ich tue.«
Die Hände der alten Frau sanken nach unten. »Wie der Vater«,

flüsterte sie. »Du bist wie dein Vater, und den habe ich auch zu früh verloren. Ich will wenigstens noch meinen Sohn behalten, verstehst du?«

Bert drückte seine alte Mutter an sich. »Ich verstehe dich sehr gut, ich weiß, wie es in dir aussieht. Aber ich muß es tun, Mutter. Ich habe es heute an ihrem Grab geschworen. Ich… ich… kann nicht dagegen an, begreifst du das?«

»Nein, aber ich weiß auch, daß du erwachsen bist, Bertl. Du bist für dich verantwortlich. Du wirst schon das Richtige tun, denke ich.« Sie strich über das Gesicht des achtundvierzigjährigen Mannes.

»Ich werde für dich beten, wenn du nicht da bist.«

»Ja, tu das.«

Bert Rogner verließ die Stube und ging in die Diele des Hauses. Er wohnte zusammen mit seiner Mutter an der Rückseite; vorn lag das Geschäft. Es war ein Andenkenladen, in dem der Tourist alles kaufen konnte, was er im Prinzip nicht brauchte. Von der Karte über diverse Hüte bis hin zum geschnitzten Wichtelkopf stand alles parat. Bert hatte sein Geschäft bereits auf den Winter umgerüstet.

Anfang Dezember, wenn die Vorweihnachtszeit anfing, würde er den Laden wieder öffnen, doch weihnachtliche Gefühle würde niemand in diesem Jahr in Alpbach haben. Dafür würde sich die Angst vor dem Mörder ausbreiten, vor der unbekannten Person, die Alpen-Teufel genannt wurde.

Bevor er die Tür aufschloß, warf er einen Blick in den Spiegel. Er sah einen Mann, dessen Haar im Laufe der Zeit grau geworden war. Noch wuchs es dicht auf seinem Kopf und paßte gut zu seinem wettergegerbten Gesicht mit den blaugrauen Augen und dem wuchtigen Kinn. Bert Rogner war das, was man ein Mannsbild nannte, aber darauf pfiff er, denn auch Mannsbilder können und dürfen Angst haben.

Er mußte um sein Haus herumgehen, um die normale Straße zu erreichen. Für einen Moment blieb er unschlüssig vor den dunklen Schaufensterscheiben seines Ladens stehen. Er blickte nach vorn, wo die Kirche und der Friedhof etwas erhöht lagen. Wenn er nach rechts und links schaute, so sah er an der linken Seite die zahlreichen Lichtflecken, die aus den Fenstern der Häuser fielen. Dort im Kern lebten die meisten Bewohner, während die Ränder des Ortes nur mehr von den neueren Häusern bebaut waren. Diese Wohnungen wurden an Feriengäste vermietet.

Wie ein schwarzer Fleck lag der Tennisplatz am Ende des Dorfes. In diese Richtung ging er nicht, Bert Rogner wollte dem Friedhof einen Besuch abstatten, und das aus verschiedenen Gründen.

Zunächst wollte er von einer Person noch einmal und allein Abschied nehmen, die ihm nahegestanden hatte. Er hatte auch noch einen

zweiten Grund, denn ihm ging der Name nicht aus dem Kopf, den Anna kurz vor ihrem Tod gerufen hatte.

Paul…

Wer war Paul?

Es gab einen Paul, einen, den eigentlich jeder kannte, der aber längst vergessen worden war, weil er nicht mehr lebte. Sein Grab befand sich ebenfalls auf dem Friedhof, aber in einer Ecke, in die sich kaum ein Einheimischer verirrte. Es war besser, wenn man diesen Paul vergaß, zu Lebzeiten hatte er zuviel Unglück gebracht.

War das die Person, die Anna gemeint hatte?

Bert konnte es sich nicht vorstellen. Wer tot war, der blieb auch tot, der kroch nicht mehr als Zombie aus dem Grab und brachte Menschen um. Das gab es nicht, nur in den Horror-Filmen, die er früher gesehen hatte. In der Wirklichkeit konnte so etwas nicht passieren, das war unmöglich.

Trotzdem schauderte Bert Rogner, als er die Treppe hochstieg, die zur Kirche und dem Friedhof führte. Beide bildeten eine Oase der Finsternis, in der sich nur der graue Schatten der Kirche abhob wie ein schützendes Bauwerk.

Bisher hatte sich Bert Rogner im Schatten der Kirche immer wohl gefühlt, das allerdings hatte sich in der letzten Zeit geändert, seit die frischen Gräber ausgehoben worden waren.

Für ihn war der kleine Friedhof nicht nur ein Ort des Todes, sondern auch des Grauens und der eisigen Kälte, die nicht vom Nachtwind herrührte, sondern aus den tiefen Gräbern zu fließen schien, als hätte der Leibhaftige die Arme nach den Menschen ausgestreckt.

Das kleine Tor war zu aber nicht abgeschlossen. Bert drückte es auf und lauschte dem leisen Knarren der Angeln. Kein Nebel wehte durch die Nacht, der Himmel zeigte sich in einer herrlichen Sternenpracht, und auch der Mond war klar zu sehen.

Eigentlich hätte Bert trauern müssen, denn Anna hatte ihm viel bedeutet. Daß er es nicht tat - zumindest jetzt nicht - und mit anderen Gefühlen den Friedhof betrat, lag daran, daß sich viele Hyänen hier im Ort eingenistet hatten. Reporter, die Sensationen witterten und deshalb auch in der Nacht unterwegs waren! Rogner glaubte daran, daß sich einige von ihnen auf dem Friedhof versteckt hielten, um ihre Fotos zu schießen.

Sollte er einen dieser Geier erwischen, würde es diesem Kerl verdammt schlecht ergehen.

Er blieb stehen und schaute sich um. Durch die sternenklare Nacht hatte er eine gute Sicht bekommen. Nur dort, wo die Kirche ihren Schatten warf, war es dunkler. Ansonsten konnte er beinahe jedes Grab erkennen, zumindest die Kreuze und Steine, die anzeigten, wo die Toten in der kalten Erde begraben lagen.

Es war ein Friedhof, der zu Alpbach paßte. Sehr sauber und gepflegt. Es gab kaum ein Grab, das nicht mit frischen Blumen geschmückt war. Man konnte es sich einfach nicht leisten, die Gräber verkommen zu lassen. Hier lebte man in einer Gemeinschaft und nicht in der anonymen Großstadt.

Rogner ging weiter.

Er hatte den Friedhof wirklich oft betreten. Zum erstenmal aber wunderte er sich über das laute Geräusch. Unter seinen Schuhen knirschten die kleinen Steine. Beim Gehen hatte er den Eindruck, daß man ihn bis in den hintersten Winkel des Friedhofs hören konnte, was ihm überhaupt nicht gefiel.

Annas Grab lag rechts vom Hauptweg. Nicht weit entfernt von den drei anderen frischen Gräbern der Ermordeten. Die vierte Person lag auf dem Friedhof von Inneralpbach, einige Kilometer entfernt. Aber vier Gräber waren genau vier zuviel.

Je näher er der Grabstätte kam, um so mehr drangen das Unbehagen und die Trauer in ihm hoch. Er hatte auch eine Gänsehaut bekommen, die den ganzen Körper erfaßt hatte.

Er schlug einen Bogen um das Grab seiner Freundin und ging dorthin, wo ein gewisser Paul lag.

Man hatte ihm einen Platz am Ende des Friedhofs zugewiesen, dicht an der Mauer, und um sein Grab kümmerte sich niemand. Es war ungepflegt und ließ auch den Allerheiligenschmuck vermissen. Nicht einmal ein Kreuz ragte aus dem Boden, denn Selbstmörder wurden mit keinem christlichen Symbol begraben.

Er blieb vor dem Grab stehen.

Viel konnte er nicht erkennen. Es war gewissermaßen platt. Gras und Unkraut wuchsen auf der schmalen Fläche, aber nicht nur dort, sie hatten sich auch ausgebreitet.

Er dachte an den Verstorbenen. Einer, der aus dem Ort stammte, sich aber das Leben genommen hatte, weil niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte. Er hatte gestohlen und sich zudem an die Frauen herangemacht und sie mehr als einmal bedrängt. Dafür hatte er auch seine Prügel bekommen, aber immer wieder davon gesprochen, daß man von ihm noch hören würde. Jeder im Ort kannte Pauls Geschichte, nur behielt man sie für sich, den Leuten von der Presse war nichts erzählt worden, denn die hätten sich darauf gestürzt wie ausgehungerte Wölfe auf die Beute.

Die zweite Breitseite der Friedhofsmauer lag über ihm. Dahinter führte die Straße entlang, die erst in den Hängen bei einigen Hotels endete. Zwei Wagen rollten in diese Richtung. Von innen sah der einsame Mann nur das Licht der Scheinwerfer, das sich gespenstisch bleich auf dem Mauerrand bewegte.

Die Wagen verschwanden, Ruhe kehrte ein. Und Rogner schaute

noch immer auf das Grab. Er wußte selbst nicht, was er hier suchte. Dabei hatte er das Gefühl gehabt, sich überzeugen zu müssen, daß der Tote noch in der Erde lag. Hätte er sie nämlich verlassen, wäre das Grab aufgewühlt gewesen.

Auch als er sich bückte, war nichts davon zu sehen. Er zündete ein Feuerzeug an, schirmte die Flamme mit der Hand ab und ließ den hellen Streifen über das Grab hinweggleiten.

Nichts zu sehen.

Er stellte sich wieder hin und wollte sich umdrehen, als er hinter sich das leise Lachen hörte, dann eine Stimme, die hämisch fragte: »Suchen Sie nach einem Zombie?«

Bert Rogner fuhr herum - und verzog das Gesicht, als ihm der grelle Blitz der Kamera entgegenschlug…

***

Für einen Moment wußte er nicht, wie er sich verhalten sollte. Noch einmal blitzte es, und er dachte plötzlich daran, daß er sehr dumm ausgesehen haben mußte. Aber dieser Gedanke war nur sehr flüchtig, denn gleichzeitig stieg eine irrsinnige Wut in ihm hoch. Dieser Blitz war bestimmt nicht von einem Geist abgegeben worden, irgendwo auf dem Friedhof mußte einer dieser Reporter gelauert und ihn gesehen haben.

Bert Rogner knurrte.

Dieses Geräusch hörte auch der Reporter, und er spürte, daß mit dem Knaben nicht gut Kirschen essen war. »Schon gut«, sagte er und ging zurück. »War nur ein Spaß, ehrlich, war nur…«

Rogner drehte durch. Er wuchtete seinen schweren Körper vor und rammte beide Fäuste gegen die Gestalt. Daß er dabei auch die Kamera traf und zerstörte, war ihm recht. Der Fluch des anderen törnte ihn noch mehr an, und mit einem gewaltigen Schwinger holte er den Kerl von den Beinen.

Der Kerl landete auf oder zwischen anderen Gräbern und stöhnte grausam.

Als Bert seine Hand zurücknahm, spürte er die Feuchtigkeit an seinen Fingern. Es war Blut. Er wischte es ab und ging dorthin, wo der Reporter lag. Der Typ hatte sich zur Seite gedreht und sein Gesicht gegen die Hände gepreßt. Er wimmerte und jammerte zugleich, schaute aus den großen Augen zu Rogner hoch und nuschelte: »Nicht mehr schlagen.«

»Keine Sorge, für dich reicht ein Hieb! Kannst du aufstehen?«

»… versuchen…«

»Dann pack dich!«

Der Mann wälzte sich herum. Das Metallkreuz benützte er als Stütze, um auf die Beine zu kommen.

Er stand da, schwankte, holte tief Luft und tastete dabei die Umgebung seines Mundes ab, die blutbeschmiert war. Bert Rogner kannte seine Kraft, und dieser Reporter kannte sie jetzt auch. Trotz seines Zustands suchte er nach der Kamera, doch Bert machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

Bevor eine Hand nach ihr greifen konnte, war der Fuß da und trat sie ganz platt. »Pack dich endlich!«

Der Reporter lief geduckt und taumelnd davon. Schwankend erreichte er den Hauptweg, und Rogner war sicher, daß sich der Typ so leicht nicht mehr auf diesem Gelände blicken lassen würde. Ihm selbst ging es jetzt besser. Es tat ihm gut, einem dieser zweibeinigen Hyänen gezeigt zu haben, wo es langging. Niemand hatte das Recht, die Ruhe zu stören, besonders nicht die der Toten.

Der einsame Mann wartete so lange, bis die knirschenden Schritte des anderen verklungen waren, dann setzte er sich wieder in Bewegung, um endlich zu Annas Grab zu gehen. Es fiel ihm schwer, obwohl es nicht weit war. Schon auf der Beerdigung hatte er sich nur mit Mühe beherrschen können, und gleich, wo er allein war, da störte es niemand, wenn er seine Trauer zeigte.

Die frischen Gräber hoben sich deutlich von den anderen ab. Sie waren höher, und auf den drei älteren waren die Blumen bereits verwelkt.

Nicht so am Grab der Anna Lederer. Er roch noch die Blumen und das frische Grün der Tannen, aber er haßte diesen Geruch, den der Erdhügel ausströmte. Es war der typische Totengestank, und der große Mann mit den breiten Schultern schüttelte sich.

Dann fing er an zu weinen.

Endlich konnte er seiner Trauer und seinem Schmerz freien Lauf lassen. Er blieb auch nicht stumm, denn immer wieder versuchte er, etwas zu sagen und mit seinen Worten von der geliebten Frau Abschied zu nehmen. Wenn er sich bewegte und die Tränen aus dem Gesicht wischte, sah es ungelenk aus, er spürte gleichzeitig die Schwäche in den Beinen.

Anna kehrte nicht wieder. Sie lag starr und gefangen in ihrem hellen Holzsarg, und sie konnte auch keine Gedanken mehr an die Lebenden verschicken.

Dennoch glaubte er, ihre Anwesenheit zu spüren. Ihm kam es vor, als würde ihm der von den Bergen herabwehende Wind eine Botschaft der Toten mitbringen, die davon sprach, daß jetzt alles in Ordnung wäre.

Er bildete sich Annas Stimme ein, die ihm erklärte, daß von nun an alles gut war und er sich keine Sorgen mehr zu machen brauchte. Alles würde wieder so werden wie früher, auch ohne sie, und sie wäre jetzt glücklich mit vielen vereint.

Bert Rogner trocknete seine Augen, er konnte nicht stundenlang hier am Grab stehen und weinen.

Er bückte sich. Mit den Händen richtete er Kränze und Blumen. Schleifen wurden vom Wind erfaßt und flatterten in die Höhe wie normale Fahnen.

Auch sie legte er immer wieder zurück, obwohl es keinen Sinn hatte, aber bei dieser Arbeit überkam ihn das Gefühl, der Toten damit einen Gefallen zu erweisen.

Der Abend war still, niemand störte ihn. Auf einigen Gräbern brannten noch die Allerheiligenlichter. Die Kerzen standen in kleinen Gefäßen und waren geschützt vor dem kalten Wind.

Rogner holte sein Taschentuch hervor. Er putzte sich die Nase und hielt noch immer den Kopf gesenkt. Irgendwann würde ein Grabstein auf diesem Grab stehen, vielleicht auch ein Kreuz, jedenfalls wollte er dafür sorgen. Und er würde auch immer wieder frische Blumen auf das Grab legen, denn Anna konnte er nicht vergessen. Nach dem Tod seiner Frau hatte er lange gewartet, bis er sich wieder nach einer Frau umgesehen hatte. In seinem Alter wollte er sich noch nicht in die Einsamkeit flüchten.

»Ich werde dich immer liebhaben, Anna«, flüsterte er. »Ich werde dich nie vergessen. Ich werde immer an dich denken. Ich kann… ich kann… nicht anders.« Er drehte den Kopf, als sollte das frische Grab seine Tränen nicht sehen.

Bert fühlte sich so schrecklich allein. Zwar hatte er nicht jeden Abend mit Anna verbracht, aber dreimal in der Woche hatten sie sich schon getroffen. Da war sie nach dem Dienst noch heimlich zu ihm gekommen, und seine Mutter hatte dies mit einem stillen Lächeln quittiert und war ebenfalls zufrieden gewesen.

Das alles würde es nicht mehr geben. Er war allein, so fürchterlich allein und mußte sich mit diesem Gedanken erst einmal abfinden. Vielleicht half ihm die bald beginnende Wintersaison über den Schmerz hinweg. Er durfte sich auch nicht vorstellen, daß Anna nach der Heirat in sein Geschäft gekommen wäre, um mitzuhelfen, das alles war nun endgültig vorbei.

Er wollte gerade heimgehen, da hörte er das Geräusch!

Aber keine Stimme, die dem seltsamen Laut folgte.

Vergessen waren die Tränen und die Trauer. Wut peitschte in ihm hoch. Sollte sich schon wieder einer der verfluchten Zeitungsleute auf dem Friedhof versteckt haben?

Wenn ihn jetzt einer durch ein Nachtglas beobachtete und sich an seiner Trauer geweidet hatte, würde er diesen Kerl in eines der frischen Gräber stampfen.

Nur konnte er niemand entdecken. Aber das Geräusch wiederholte sich. Ein scharfes Atmen oder Zischen, gar nicht mal weit von Annas

Grab entfernt.
Das war kein Reporter. Diese Typen hielten sich nicht nur versteckt, sie waren einfach zu neugierig, sie gierten nach jeder Information. Da hätte einer Grund genug haben können, mit ihm über die Gründe zu sprechen, weshalb er sich am Grab aufhielt.
Er ging etwas zurück.
Gerade noch hatte er getrauert. Von nun an durchzog ihn ein anderes Gefühl.
Angst!
Rogner duckte sich, als wollte er sich bewußt kleiner machen. Er blickte zuerst nach links, dann nach rechts, schaute aber nur über die Gräber hinweg.
Danach drehte er sich.
Diesmal fiel sein Blick gegen die Breitseite der Kirchenmauer. Einige Grabreihen trennten ihn und das Gebäude. Der Schatten war dunkel, schwarz wie Teer, aber in der Schwärze zeichnete sich doch ein Umriß ab. Noch dunkler, wobei sich die Dunkelheit nicht auf seinen gesamten Körper beschränkte, sondern das Gesicht freiließ. Er malte sich als hellerer Fleck ab.
Ein Gesicht?
Weit hatte Bert Rogner die Augen aufgerissen. Er wollte nicht wahrhaben, hier ein Gesicht vor sich zu sehen. Nein, das… das war kein Gesicht, es glich mehr einer schrecklichen Fratze. Sie hatte nicht nur menschliche Umrisse, sondern auch einen leicht tierischen Ausdruck, und die struppigen Haare waren so gekämmt, als stünden sie rechts und links der Stirn als Hörner ab.
Es gab für Rogner keinen Zweifel.
Er wußte, wer vor ihm stand.
Der Alpen-Teufel!

***

Wir hatten das Hotel verlassen, in dem es doch ziemlich warm gewesen war.
Deshalb tat es uns gut, die frische Nachtluft in die Lungen zu saugen. Vor dem Eingang blieben wir stehen und schauten den Weg hinab, der zum Zentrum des Dorfs führte.
Es brannten nur wenige Laternen im Freien. Ihr Licht wirkte blaß und gespenstisch in einer kalten Luft, die bereits nach Schnee roch. Nur die erleuchteten Fenster hätten eigentlich einen gemütlichen Schein abgeben müssen, was sicherlich auch der Fall war, allerdings spürten wir es an diesem Abend anders.
Über dem Dorf lag ein Schatten, der nichts mit der Dunkelheit zu tun hatten. Dieser Schatten war auch nicht zu sehen. Man mußte schon sehr sensibel sein, um ihn zu fühlen, und diese Sensibilität hatten wir

im Laufe der Zeit erreicht.
Suko runzelte die Stirn, als er mich anschaute. »Hast du was?« fragte ich ihn.
»Nicht genau, aber da ist was.«
»Wo?«
Er hob die Schultern und deutete nach vorn. »Ich kann es dir nicht sagen, aber dieser Ort scheint unter dem Gespenst der Angst zu liegen, denke ich.«
»Stimmt, ich spüre es auch. Die Menschen leiden. Jeder rechnet doch damit, als nächster ein Opfer des wahnsinnigen Killers zu werden. Das bleibt nicht ohne Folgen.«
Unten, wo die Hauptstraße am Dorf vorbeiführte und sich auch die Parkplätze für die Reisebusse befanden, drehten sich vier Lichter dem Eingang des Ortes entgegen. Zwei Autos fuhren hoch, durchrollten die Kurven, und der blasse Schein ihrer kalten Augen streifte auch bald über die Hotelfassade hinweg.
Wir hatten uns in den Schatten zurückgezogen und schauten zu, wie die Wagen vorbeifuhren. Wir konnten das hintere Nummernschild des ersten Fahrzeugs erkennen und stellten fest, daß die Wagen aus der Salzburger Ecke kamen.
»Das sind bestimmt Reporter«, murmelte Suko.
Die Heckleuchten glühten dort auf, wo sich die Häuser mit den Ferienwohnungen befanden. Sie lagen ziemlich weit entfernt. Dennoch hörten wir in der Stille das harte Zuschlagen der Autotüren.
Suko atmete aus. »Was machen wir jetzt, alter Junge?«
»Wir gehen spazieren.«
»Wo?«
»Um die Kirche herum?«
»Du meinst den Friedhof?«
»Ja.«
»Hat das einen besonderen Grund?«
»Nein, irgendwo müssen wir nun anfangen. Kann ja sein, daß wir Glück haben und uns der Killer über den Weg läuft. Irgendwo halte ich alles für möglich.«
»Okay, drehen wir unsere Runde, Marshall.«
»Sind wir im Wilden Westen?«
»Höchstens im wilden Tirol. Aber ich fühle mich wie ein Gesetzeshüter, der auf den Killer lauert, wobei sich die Bewohner alle zurückgezogen haben, weil die Furcht vor dem Töter einfach zu stark ist.«
Links von uns lagen die Parkplätze des Hotels. Unser Leihgolf stand dort und hatte eine feuchte Schicht bekommen. Am Morgen würden die Scheiben sicherlich vereist sein.
Die paar Schritte bis zum Friedhof hätten wir schnell hinter uns

gebracht, aber dazu sollte es nicht kommen. Als hätte jemand ein Zeichen gegeben, hörten wir über die Friedhofsmauer hinweg die Geräusche. Die hastigen, unregelmäßigen Tritte, das Jammern und auch Keuchen dazwischen, und plötzlich erschien eine Gestalt am Eingang, die eine Hand gegen ihr Gesicht gepreßt hielt.

»Okay«, sagte Suko nur und war schneller als ich. Bevor sich der Mann zum Dorf hin umdrehen konnte, hatte mein Freund ihn erreicht. Er brauchte nur stehenzubleiben, der andere lief gegen ihn und federte wieder zurück. Er wäre möglicherweise noch gefallen, doch Suko hielt ihn fest und zog ihn wieder näher.

Auch ich hatte die beiden inzwischen erreicht und schaute mir den Knaben genauer an. Erst sah ich, daß er ein Taschentuch gegen seinen Mund gepreßt hielt, um damit das Blut zu stoppen. Er keuchte und spie zugleich, er versuchte auch etwas zu sagen, und Suko war es, der ihn gegen die Friedhofsmauer drückte und ihm erklärte, daß alles in Ordnung wäre und er keine Angst zu haben brauchte.

Nur langsam beruhigte er sich. Dann sank auch seine rechte Hand nach unten. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse konnten wir erkennen, daß die Mundpartie ziemlich zerschlagen aussah. Da waren die Lippen aufgeplatzt und blutverschmiert.

»Können Sie reden?« fragte ich.

»Kaum.«

»Wer hat das getan?«

Ich erhielt keine Antwort. Statt dessen schaute er uns mißtrauisch an und nuschelte: »Wer seid ihr überhaupt? Wo kommt ihr her? Von der Konkurrenz? Euch habe ich noch nie hier gesehen.«

»Wie meinen Sie das?«

Der Mann zupfte an seiner Lederjacke. Er war kleiner als wir und hatte eine Halbglatze. Auf mich machte er keinen sympathischen Eindruck, was nicht an seinen zerschlagenen Lippen lag. Das war einer, der sich überall durchwieselte, und ich hatte auch schon einen bestimmten Verdacht. Sicherlich stammte er von irgendeinem Blatt, das nicht eben zu den seriösen Gazetten zählte.

»Ihr seid doch hinter dem Alpen-Teufel her?«

»Und wenn es so wäre?«

Da lachte er gluckend. »Dann zieht euch mal warm an, Kollegen. Ich habe mir eben eine kaputte Schnauze geholt, als ich auf dem Friedhof wartete. Wußte gar nicht, daß dieser Alpen-Teufel einen derartigen Schlag hat und Kameras nicht leiden kann.«

Ich blickte nach dieser Antwort über die Mauer hinweg, ohne allerdings etwas entdecken zu können.

Ruhig lag der Friedhof vor mir, da war kein Mensch.

»Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Aber…«
»Er kann es gewesen sein.«
»Wie sieht er denn aus?«
Wieder lachte der Kerl. »Groß, unheimlich.« Er drängte sich plötzlich zwischen uns durch und lief weg. Noch einmal drehte er sich um. »Schaut ihn euch selbst an!«
»Kollege - ha!« sagte Suko.
»Wie dem auch sei, der Kerl hat ganz schön was abbekommen, und ich kann mir vorstellen, daß sich der andere noch auf dem Friedhof aufhält.«
»Der Alpen-Teufel?«
»Keine Ahnung.«
»Das schauen wir uns mal aus der Nähe an«, sagte Suko, und ich hatte nichts dagegen…

***

Bert Rogner rührte sich nicht. Bisher hatte er immer nur gelesen, daß man als Mensch vor Schreck auch einfrieren konnte, nun erlebte er es am eigenen Leib.
Er war zu einer regelrechten Statue geworden, der andere aber nicht minder. Noch immer lehnte er an der Kirchenmauer und lauerte.
Das Gesicht schwamm in der Finsternis. Rogner wunderte sich, wie es möglich war, daß er es so gut erkannte. Beinahe sah es so aus, als würde unter der Haut ein Feuer brennen, ohne allerdings die Haut und die Knochen zu veraschen.
Warten, lauern…
Bert Rogner hörte seinen eigenen Herzschlag laut wie nie. Er dachte an die fünf Opfer und auch daran, welche Wunden der Mörder geschlagen hatte. Wie mit Krallenhänden.
Leider war das nicht möglich. Die Gestalt stand nicht nur dicht an der Mauer gepreßt, sie hatte die Arme auch strikt nach unten gestreckt und hart gegen den Körper gelegt.
Rogner fror. Er hörte auch Geräusche jenseits der oberhalb liegenden Mauer, aber er achtete nicht darauf, für ihn waren der Friedhof und die Kirche zu einem feindlichen Gelände geworden, das er so schnell wie möglich wieder verlassen mußte.
Wenn er jetzt ging, was würde der andere tun? Ihn verfolgen, ihn angreifen?
Rogner keuchte. Der Atem bildete dichte Wolken vor seinen Lippen. Trotz der dichten Haare war die Kopfhaut kalt geworden.
Er ging.
Es klappte gut, aber er ging nicht auf die Gestalt zu, sondern hatte sich gedreht und schritt zur Seite.
Er wollte unter allen Umständen die Friedhofsmauer erreichen und

über sie hinwegklettern. Auf der Straße konnte er laufen und seine Flucht fortsetzen, da würde man ihm auch helfen, wenn er in eines der Häuser hineinlief und dort Zuflucht suchte. In der touristenlosen Zeit schloß kaum jemand die Türen ab, aber seit den schrecklichen Ereignissen waren auch die Bewohner vorsichtiger geworden.

Den Kopf hatte Rogner nach links gedreht. Er durfte den Unheimlichen nicht aus den Augen lassen.

Noch hatte sich die Gestalt nicht bewegt, starr blieb sie stehen, dann aber, als hätte man ihr einen Befehl gegeben, löste sie sich von der Kirchenmauer und jagte los.

Sie war schnell, zu schnell für Rogner, der erst seine Schrecksekunde überwinden mußte. Er stand zu lange auf dem Fleck, und als er sich endlich herumwarf, war es zu spät.

Er kam nicht weit. Nach drei Schritten hörte er hinter sich das Fauchen, er konnte nicht sehen, daß ein Arm durch die Luft wischte, aber er hörte, wie ein Gegenstand in seinen Rücken schlug und dort den Stoff der Jacke zu fassen kriegte.

Zuerst kratzte die Hand über den Stoff, dann hörte der Flüchtende das Reißen, seine Bewegung wurde gestoppt, da er noch in der Jacke festhing, und er sah für einen Moment aus wie ein Tänzer, der auf einem Bein stand und nicht wußte, wie die Choreographie fortgeführt werden sollte. Rogner schrie nicht einmal. Er hatte nur den Eindruck, fliegen zu können, als ihn die Kraft nach hinten wuchtete. Dann prallte er mit dem Rücken zu Boden, glücklicherweise auf die weiche Erde eines noch frischen Grabes und nicht gegen einen Stein oder ein Kreuz. Erst als der Aufschlag erfolgte, kam er wieder zu sich und sah plötzlich alles überdeutlich vor sich. Nicht den Himmel, sondern die Fratze des Mörders, die dicht über seinem Gesicht schwebte.

Der Alpen-Teufel hatte ihn.

Er wußte nicht, wie lange er auf dem kalten Boden lag. Ihm kam es endlos vor, obwohl nur Sekunden vergingen, doch das Gesicht brannte sich in seine Erinnerung.

Es war kein Gesicht.

Es war eine Fratze.

Mensch - Tier?

Die Frage mußte sich der Mann stellen, denn die Fratze hatte tatsächlich etwas Tierisches an sich.

Der dunkle Schatten auf der Haut jedenfalls war nicht normal. Es kam daher, weil überall kleine, schwarze Haare aus den Poren hervorgesprossen waren und so dicht wuchsen, daß sie schon einen Pelz bildeten.

Die Bestie riß ihr Maul weit auf.

Gefährliche Zähne blitzten, regelrechte Reißer und auch Beißer. Die Klauen hatte die Bestie in die wattierten Schultern seiner Jacke

geschlagen, und mit einem heftigen Ruck zerrte sie den Mann in die Senkrechte.

Rogner rechnete damit, daß jetzt alles aus und vorbei war. Es gab kein zurück mehr. Sein Gegner würde zubeißen oder zuschnappen, er würde ihm die gleichen Wunden zufügen wie auch den anderen Opfern.

Weit hielt er die Augen offen, als wollte er dem Tod in die haarige Fratze schauen.

Irgendwo blitzten Sterne, die vom Himmel gefallen waren und durch die kalte Gebirgsnacht segelten.

Wieso Sterne?

Er hörte so etwas wie einen Fluch, dann auch hastige Schritte. Bert Rogner bekam einen heftigen Stoß, der ihn zur Seite und wieder zu Boden katapultierte. Er spürte abermals den Aufschlag und schmeckte auch den kalten Schmutz zwischen den Lippen. Warum er plötzlich hier lag, konnte er nicht sagen, er hob nur die Arme und wickelte seine Hände wie einen Schal um den Hinterkopf…

***

Wir hätten stärkere Lampen mitnehmen sollen, aber im nachhinein ist man ja immer klüger. Als wir über den kleinen Friedhof hetzten, da tanzten die hellen Strahlen auf und nieder, und sie erwischten die Gräber, die frischen Hügel, die Steine und auch die Kreuze, die dunkel schimmerten.

Wir glaubten auch einen Schatten weghuschen zu sehen, waren uns nicht sicher, sondern orientierten uns auf den zweiten Schatten, denn wir hatten ihn fallen sehen.

»Geh du hin!« keuchte Suko und war plötzlich aus meiner Nähe verschwunden.

Ich brauchte nicht mehr weit zu laufen. Beinahe wäre ich sogar über den Mann gestolpert, der auf dem Bauch lag und seine Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hatte.

Neben ihm blieb ich stehen. Ob er mich bemerkt hatte, wußte ich nicht. Ich bückte mich und faßte ihn an der Schulter.

Er schrie auf und schüttelte sich. Dabei scharrte er sogar mit den Füßen.

»Es ist okay, es ist alles gut. Sie befinden sich in Sicherheit. Wer immer hier war, er ist verschwunden.«

Der Mann vor mir bewegte sich nicht. Es kam mir vor, als wollte er die Worte noch einmal hören, und ich tat ihm auch den Gefallen. Dann vernahm ich ein Stöhnen, und wenig später wälzte sich die große Gestalt herum.

Die Lampe hatte ich brennen lassen, leuchtete aber nicht in das Gesicht des Fremden, sondern daneben. Ich wollte ihn nicht blenden.

»Können Sie aufstehen?« fragte ich freundlich.
»… denke schon.«
Ich reichte ihm die Hand, die er dankbar ergriff. Er ließ sich in die Höhe ziehen.
Schwankend blieb er stehen, schaute nicht mich an, sondern blickte in die Runde. »Ist er weg?« flüsterte er.
»Wen meinen Sie?«
»Den Alpen-Teufel! Das Monstrum, die Bestie!« Er nickte bei jedem Wort, wollte noch mehr sagen, aber ich fiel ihm ins Wort.
»Sie haben ihn gesehen?«
»Ja, er war hier. Er… er… hat mich angegriffen. Er wollte mich töten. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte er mich zerrissen. Er ist grauenhaft, ich… ich…« Der Mann verschluckte sich, und ich machte mir Vorwürfe, nicht die Verfolgung aufgenommen zu haben, denn dem Dorfbewohner war ja nichts passiert.
Ich hielt Ausschau nach Suko.
Mein Freund war verschwunden, und ich konnte nur hoffen, daß er mehr Glück gehabt hatte als ich…

***

Suko hatte den Schatten wegtauchen sehen und reflexartig reagiert. Wer so handelte wie dieser Unbekannte, der mußte einfach etwas zu verbergen haben. Und auf dem kleinen Friedhof würde er ihn sicherlich stellen können.
Der Inspektor irrte. Zwar war der Friedhof nicht groß, doch die Gräber boten dem anderen oft genug Dekkung. Er wieselte um die Rechtecke herum, stützte sich des öfteren an alten Grabsteinen ab, hatte die Mauer sehr schnell erreicht und setzte mit einem Sprung darüber hinweg.
Suko hätte jetzt schießen und möglicherweise auch treffen können, doch er ließ die Beretta stecken, weil er sich nicht sicher war, wen er vor sich hatte.
Um den Stab zu ziehen und das magische Wort Topar zu rufen, war es auch zu spät, denn als Suko Sekunden später die Mauer erreichte und die Treppe hinabschaute, da war der andere bereits verschwunden. Er schien im Erdboden versunken zu sein.
Suko blieb stehen und ballte die Hand zur Faust. Der Atem zischte aus seinem Mund und hinterließ vor den Lippen eine feuchte Nebelwolke. Nicht einmal ein Lachen oder Heulen war zu hören. Die Dunkelheit deckte eben alles zu. Suko ärgerte sich maßlos darüber, nicht konsequenter gewesen zu sein. Wütend drehte er sich um und ging den Weg zurück. Wo John sich aufhielt, war gut zu sehen, denn sein Partner hatte die Bleistiftleuchte brennen lassen. Suko fand ihn und den Fremden auf einer Bank sitzen, und als er vor ihm

stehenblieb, hob er nur die Schultern.

***

»Also entwischt«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Seien Sie froh«, flüsterte Rogner. »Seien Sie froh, daß es so gekommen ist. Er hätte Sie sonst völlig zerfetzt.«

Als ich Sukos überraschten Blick bemerkte, gab ich die Erklärung. »Bert Rogner meint, daß wir es hier mit dem Alpen-Teufel zu tun hatten.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Ich hatte mir in der Zwischenzeit schon die Geschichte anhören können und gab sie an Suko weiter.

Der wiederum ärgerte sich jetzt noch mehr, nicht am Ball geblieben zu sein, doch sein Fluchen half nichts, die Bestie war entkommen.

»Sie ist kein Mensch«, flüsterte Bert Rogner. »Verdammt noch mal, sie kann kein Mensch sein. Ich… ich habe, sie aus der Nähe gesehen. Der sah aus wie ein nicht ganz fertiges Tier, wenn Sie verstehen, was ich damit meine.«

»So ungefähr«, sagte ich.

»Kann es ein Wolf gewesen sein?«

»Nein, auf keinen Fall. Ein Wolf hat vier Beine.«

Suko wiegte den Kopf. »Nicht immer. Ich denke da an einen bestimmten Wolf. Haben Sie schon etwas von einem Werwolf gehört?«

Rogner erschrak und sah aus, als wollte er sich in das Rückenholz der Sitzbank drücken. »Ein… ein Werwolf?«

»Ja, Sie haben richtig gehört.«

»Das… das ist doch eine Gestalt aus dem Kino.«

»Nicht immer, Herr Rogner. Wir haben da unsere Erfahrungen machen können.«

Rogner schüttelte sich. »Das kann ich nicht glauben«, flüsterte er. »Ich will es auch nicht. Er ist ein Tier gewesen, aber auch ein Mensch. Ich habe mal in der Zeitung von einem Mann gelesen, der als Baby ausgesetzt worden ist und unter Wölfen aufwuchs. Es kann sein, daß dieser Killer so etwas gewesen ist.«

»Aber Sie haben ihn nicht erkannt?« fragte ich.

»Nein, wieso?«

Ich lächelte und räusperte mich zugleich. »Wir sind ja nicht von gestern, und ich habe Ihnen ja erzählt, daß wir nicht zu den Reportern gehören. Deshalb dachte ich, daß sie einen gewissen Paul erkannt haben. Wie ich hörte, hat Anna diesen Namen als letzten genannt, bevor sie starb, und Sie sagten mir, daß es einen Paul gibt, daß er sogar hier auf dem Friedhof begraben liegt und Sie selbst vor seinem

Grab gestanden haben. Das ist doch alles wahr - oder?«
»Ja, es stimmt.«
»Und das war nicht Paul, den Sie gesehen haben?«
Er schwieg, starrte zu Boden und hob die Schultern. »Es ging alles so schnell, ich weiß das nicht genau. Er hatte zwar dunkle Haare wie Paul, aber Paul liegt«, er drehte sich halb um und deutet mit dem Daumen noch über seine Schulter, »dort hinten.«
»Er ist also tot«, sagte Suko.
»Ja, er hat sich umgebracht. Sie haben ihn am Rand des Friedhofs verscharrt.«
»Warum tat man das?«
»Ein Selbstmörder darf nicht christlich bestattet werden, das ist eben bei uns so.« Er stand auf.
»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?«
»Gern«, sagte ich.
»Bringen Sie mich nach Hause. Es ist nicht weit. Ich wäre Ihnen sehr dankbar. Außerdem möchte ich nach meiner Mutter schauen. Sie hat recht gehabt.«
»Womit?«
»Daß in dieser Nacht das Böse unterwegs ist.«
»Woher konnte sie das wissen?« fragte ich.
»Alte Frauen spüren das. Sie achten noch mehr auf die Zeichen der Natur als wir Jüngeren.«
Dazu gab ich keinen Kommentar ab. Ich spürte, wie es Bert Rogner heimwärts drängte und er auf dem Weg zu seinem Haus auch nicht die Unsicherheit verlor.
Immer wieder schaute er sich um, seine Blicke glitten sogar hin zu der dunklen Kulisse der Berge, über deren Gipfel der klare Sternenhimmel schwamm.
»Irgendwann«, flüsterte er, »irgendwann kommt er wieder. Und dann habe ich keine Chance mehr…«

***

Auch für uns ergab es keinen Sinn, weiterhin durch die dunkle Nacht zu streifen. Die Alpen-Bestie war uns immer einen Schritt voraus. Sie kannte sich hier aus, wir nicht, und so beschlossen wir, wieder zurück ins Hotel und auf unsere Zimmer zu gehen.
Zuvor warfen wir noch einen Blick in den großen Aufenthaltsraum mit der viereckigen Bar. An ihr saß ein einsamer Zecher und unterhielt sich mit dem Kellner, der Mühe hatte, sein gelangweiltes Gesicht zu verbergen. Der Gast hatte uns gesehen, drehte sich auf dem Hocker und schaute uns aus trüben Augen an.
»Ich habe keine Lust mehr auf einen Drink«, sagte Suko.
»Unter den Umständen ich ebenfalls nicht.«

Der einsame Zecher winkte matt. Er sprach mit unsicher klingender Stimme einige belanglose Sätze und wandte sich wieder seinem Glas zu. Auch den verzweifelten Blick des Kellners ignorierte ich und tat ihm nicht den Gefallen einer Unterhaltung.

Die Tür schwappte hinter mir zu. Ich betrat die ruhige Halle mit der Rezeption, und drei Köpfe drehten sich mir zu. Frau Brandner und Suko kannte ich. Die blonde Frau hatte ihren Arm angehoben und angewinkelt auf die Schulter eines Mannes gelegt, dessen Haarschnitt sehr kurz und dicht war. Die braunen Augen zeigten dieselbe Farbe. Das Gesicht wirkte kernig, man sah ihm an, daß er in den Bergen aufgewachsen war. Er trug einen grünen Pullover und dazu eine beigefarbene Cordhose. Helene Brandner stellte uns den Herrn als ihren Mann vor.

Ich sagte meinen Namen ebenfalls und lauschte Herrn Brandner. Er war froh, daß wir nicht wegen der Vorfälle nach Alpbach gekommen waren.

»Nein, nein, die können Sie vergessen. Wir hatten beruflich in der Wachau zu tun und wollten uns nur einige Tage erholen, das ist alles.«

»Da sind Sie bei uns richtig.«

Frau Brandner lächelte etwas verloren. Sie war wohl nicht der Meinung ihres Gatten.

»Darf ich Sie noch zu einem Glas Wein einladen?«

Wir waren einverstanden.

Wieder ging es zurück in den großen Raum mit der Bar. Der einsame Zecher kümmerte sich nicht um uns, er war damit beschäftigt, den Weg zum Ausgang zu finden. Betrunken stolperte er hinaus.

Der Kellner konnte Feierabend machen, denn Herr Brandner ließ es sich nicht nehmen, uns zu bewirten. Er brachte einen guten Veltliner, einen von der besseren Sorte, der uns sehr gut mundete, und er kam natürlich auf die schrecklichen Vorfälle zu sprechen. Der Alpen-Teufel war das Gesprächsthema Nummer eins, nicht nur hier in Alpbach.

»Diese Morde werden unserer Region schaden, deshalb hoffen wir, daß der irre Mörder so schnell wie möglich gefaßt wird.«

»Haben Sie denn einen Verdacht?« fragte ich.

»Nein.«

»Keinen?«

Der Hotelier hob die Schultern.

»Weil wir nämlich zufällig etwas gehört haben«, nahm Suko den Faden wieder auf und schwieg zunächst, weil er die erstaunten Blicke des Ehepaares bemerkte.

»Was denn?«

»Wir hörten einen Namen, Herr Brandner. Paul…« Der Inspektor ließ das letzte Wort gedehnt ausklingen.

Die Brandners schauten sich an. Zuerst hob Helene die Schultern,

nippte am Wein und meinte:
»Paul ist so etwas wie der Dorftrottel gewesen; er beging Selbstmord. Mit anderen Menschen kam er nicht zurecht. Er war eben anders, wenn Sie verstehen. Paul interessierte sich für ganz andere Dinge.«
»Für welche denn?«
»Das kann man nicht so sagen«, sagte der Hotelier. »Er liebte wohl die Apokalypse, er sprach vom nahen Weltuntergang, daß sich die Menschen bald entscheiden müssen, auf welcher Seite sie dann stehen.«
»Hatte er sich schon entschieden?«
»Ja, Herr Sinclair, er…«
»Bitte, das kannst du doch nicht sagen, Herbert! Das sind reine Vermutungen. Da ist nichts bewiesen. Wenn du das sagst, stellst du dich mit dem Dorfklatsch auf eine Stufe.«
»Verstehe«, sagte ich. »Außerdem geht es uns nichts an. Wir sind da ja nur zufällig hineingeraten.«
Brandner war jetzt stur. »Es ist doch nichts Ehrenrühriges, wenn ich es unseren Gästen erzähle.«
»Wie du meinst.«
»Es ist so. Dieser Paul hat sich gegen Gott entschieden, wenn ich das mal so sagen darf.«
»Für den Teufel?«
»Das sagten Sie, Herr Sinclair.«
»Was tat er denn?« wollte Suko wissen.
»Er war einfach schrecklich. Wenn die Menschen hier zur Messe gingen, dann sprach er davon, daß sie lieber der Kirche fernbleiben sollten, weil die Zeit des Teufels angebrochen wäre und sie die Zeichen erkennen sollten.«
»Welche Zeichen denn?«
»Die des Anfangs vom Ende.«
»Dann war er einer dieser Prediger?« fragte Suko.
»Nein, das auch nicht. Paul gehörte zu denjenigen, die an den Teufel und die Hölle glaubten. Er war eingenommen davon, es gab für ihn nichts anderes. Er liebte die Apokalypse, er hat sich dort hineingesteigert und sich schließlich umgebracht.«
»Was sagten seine Verwandten dazu?«
Die Brandners hoben die Schultern. Helene sprach letztendlich. »Paul lebte ja nicht direkt im Dorf, sondern außerhalb auf der Höhe bei einer alten Tante. Die Frau ist ebenfalls längst gestorben. Wenn sie in den Ort kam, wurde sie ebenfalls gemieden.« Helene Brandner zeigte ein kurzes Lächeln. »So sind die Verhältnisse eben hier. Daran können Sie leider nichts ändern.«
»Das denke ich auch«, murmelte ich. »Und Sie sind sicher, daß er wirklich tot ist?«

»Sind wir.«
Herbert Brandner warf uns einen spöttischen Blick zu. »Oder denken Sie daran, daß er aus dem Grab zurückgekehrt ist, Herr Sinclair?«
»Ich denke, daß alles möglich ist.«
Diese Antwort hatte die beiden irritiert. »Wie… wie meinen Sie das denn?«
»Ein Trick.«
»Wieso?«
»Vielleicht lebt er noch. Es kann durchaus ein anderer begraben worden sein. Oder haben Sie in den Sarg geschaut?«
»Nein, der blieb zu.«
»Wer hat sich denn um die Beerdigung gekümmert?« erkundigte sich Suko.
»Seine Tante. Sie hat alles erledigt. Sie hat ihr letztes Geld zusammegekratzt.« Helene schaute ihren Gatten an. »Kann man das so erzählen, Herbert?«
»Wenn du schon dabei bist, bitte.«
Die Frau strich durch ihr Haar. Ihre Gesichtszüge bekamen einen leicht verbissenen Ausdruck. »Es wollte ja niemand etwas mit ihm zu tun haben, deshalb mußte sich seine Tante um den Toten kümmern. Sie hat alles gemacht, sie hat ihn sogar eingesargt. Ihr letztes Geld hat sie dafür ausgegeben, und sie allein hat für die Beerdigung gesorgt. Es wollte auch niemand mit ihr etwas zu tun haben. Die Menschen nicht, der Pfarrer erst recht nicht, man hat sie und ihren Neffen gemieden.«
»Wie lief das dann weiter ab?«
»Den Totengräber hat sie überreden müssen, ein Grab zu schaufeln. Bei Nacht und Nebel ist der Leichnam verscharrt worden, und zwar weit weg von der Kirche.«
»War noch jemand dabei?«
»Nur die Tante und der Totengräber.«
»Der die Leiche auch nicht sah?«
»Nein.«
»Wie heißt der Mann denn? Wo lebt er?«
»Sie können nicht mehr mit ihm sprechen«, sagte Herr Brandner, »er ist tot.«
»Ach.«
»Ja, er ist das dritte Opfer des Alpen-Teufels geworden. Jetzt können Sie natürlich spekulieren, das haben wir auch getan, aber wir sind zu keiner Lösung gekommen. Für alle hier im Ort war es auch besser, daß man die Sache totschwieg. Keiner wollte etwas damit zu tun haben, bis es eben zu den Taten kam.«
»Verstehe«, murmelte ich. »Es gibt also keine Zeugen mehr, die etwas über die Beerdigung sagen können.«
»Richtig.«

Suko und ich schauten uns an. Dabei wurden wir von den Brandners beobachtet. Sie trauten sich auch, eine Frage zu stellen und sprachen uns zugleich an. »Glauben Sie denn jetzt, daß er gar nicht tot ist? Daß alles nur ein Bluff war?«

»Es kann sein.«

Helene Brandner schlug die Hände klatschend zusammen. »Aber warum denn, zum Teufel?«

»Sie haben das Wort erwähnt«, sagte Suko.

»Teufel?«

»Richtig. Wenn mich nicht alles täuscht, hat dieser Paul etwas mit dem Teufel zu tun gehabt. Er war doch sein großer Meister. Er hat viel von ihm gesprochen. Das ist, denke ich mir jedenfalls, Theorie. Ich frage Sie jetzt, wie die Praxis aussieht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was er alles tat.«

Die Brandners schauten sich an. Durch ein Zeichen gab Helene ihrem Mann zu verstehen, daß er antworten sollte. »Nun ja, er führte irgendwelche Rituale durch. Nicht im Ort selbst, er verzog sich in einsame Gegenden in den Bergen. Dort zündete er ein Feuer an, er soll angeblich um die herumgetanzt sein, sagen die einen. Die anderen haben ihn in der Nacht heulen hören wie ein Tier.«

»Heulen…?«

Der Hotelier nickte Suko zu. »Richtig.«

»Tier ist mir zuwenig. Könnte man auch Wolf sagen?«

»Ja, das auch.«

»Interessant«, murmelte Suko.

»Wieso das denn? Das kann doch nie interessant sein, denke ich mir. Heulen wie ein Wolf, das ist…« Er schüttelte den Kopf. »Denken Sie da an einen bestimmten Wolf?«

»Was meinen Sie denn?«

»An einen Werwolf.«

»Bitte, Herbert!« Frau Brandner blitzte ihren Mann an. »Wie kannst du so etwas sagen? Werwölfe gibt es nicht. Man liest in irgendwelchen Geschichten darüber. Es gab auch ein Rotkäppchen, das von einem Wolf gefressen wurde, doch das ist ein Märchen. In der Wirklichkeit kommt so etwas nicht vor.«

»Ich habe nur gefolgert.«

»Und nicht schlecht«, sagte ich.

Ein scharfer Blick der Frau traf mich. »Sagen Sie nur, Sie glauben auch daran?«

»Möglich.«

»Das ist doch Quatsch. Es ist überhaupt alles, war wir hier reden, Quatsch, finde ich.«

»Kann, sein«, gab ich lächelnd zu. »Um sicherzugehen, müßte man

Pauls Grab öffnen. Dann hätten wir den Beweis, ob er tatsächlich unter der Erde liegt.«

»Sie glauben nicht daran?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll, Frau Brandner. Nach allem, was Sie und Ihr Mann uns berichtet haben, ist doch alles möglich. Die Beerdigung war eine Farce. Sie lief nicht normal ab. Sie ist irgendwie anders gewesen. Sie hat sich… nun ja, bei Nacht und Nebel abgespielt, als hätte jemand etwas zu verbergen gehabt. Manche Menschen sind seltsam und ungewöhnlich. Manche sind dazu noch verdammt gefährlich, daran sollten Sie denken.«

»Meine Güte, das hörte sich an, als würden Sie Paul für den Mörder halten?«

»Man sprach auch von großen Wunden, die den bedauernswerten Opfern gerissen wurden«, sagte Suko. »Und so etwas deutet auch auf eine Bestie hin und nicht auf einen Menschen.«

Die Brandners wollten nicht zustimmen. Es war ihnen alles zu phantastisch. Es war Herbert Brandner, der dagegen sprach, während seine Frau den Kopf schüttelte. »Der Mörder kann auch eine Waffe benutzt haben. Irgendein Ding, das große Löcher in den Körper eines Menschen reißt. Davon gibt es genug.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Also ist alles Spekulation, Herr Sinclair.«

»Sicher. Auch wir sind durch Zufall an den Fall geraten und haben uns…«

»Pardon, wenn ich Sie unterbreche, Herr Sinclair, aber das kann ich nicht so recht glauben. Sie haben uns sehr konkrete Fragen gestellt. Das erinnerte mich an die Polizisten, die jeden Bewohner des Ortes verhört haben, und ich könnte mir vorstellen, daß Sie nicht als harmlose Urlauber hergekommen sind.«

Mein Lächeln war breit und freundlich. »Sie vergessen dabei, daß wir Engländer sind. Bis zu uns auf die Insel haben sich diese bizarren Morde noch nicht herumgesprochen. Wäre es trotzdem der Fall gewesen, warum hätten wir eingreifen sollen?«

»Jetzt reden Sie wie ein Polizist.«

»Wir sind Urlauber«, erklärte Suko und lächelte ebenfalls breit. »Nicht mehr und nicht weniger. Natürlich machen wir uns unsere Gedanken. Es wäre auch unnatürlich, wenn wir es nicht täten. Zudem sitzen wir hier und unterhalten uns über die Fälle. Es hat sich einiges verändert. Überall lauern die Zeitungsreporter auf Sensationen. Ja, sie warten auf den nächsten Mord. Wir nicht, das versichere ich Ihnen.«

Helene Brandner legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter. »Es ist durchaus möglich, daß die beiden Herren recht haben. Wir haben etwas zu scharf reagiert und sind dabei zu weit vorgeprescht. Jeder hätte wohl so gehandelt.«

»Ja, möglich. Ich bin auch nervös, wir alle sind es.«

»Verständlich«, sagte ich und schaute auf die Uhr. »Ich denke, wir sollten uns hinlegen, morgen ist auch noch ein Tag.«

»Haben Sie schon einen Plan, wie Sie ihn verbringen werden?« erkundigte sich der Hotelier. »Das Wetter soll in den nächsten Tagen noch so bleiben, dann aber wird es den ersten Schnee geben.«

»Den wollen wir nicht erleben«, sagte ich. »Wir werden wohl etwas laufen.«

Brandner nickte. »Es gibt hier herrliche Spazierwege in der Umgebung. Und bei dieser Luft ist jeder Atemzug eine Wohltat, das stimmt schon.«

»Wir finden uns schon zurecht.«

Gemeinsam erhoben wir uns. Die Brandners entschuldigten sich noch für einige Bemerkungen, was wir mit einem Lachen abtaten. Wenig später gingen Suko und ich die Treppe hoch zu unseren Zimmern, während der Hotelier und seine Frau noch zurückgeblieben waren, um den Rest der Flasche zu leeren.

»Na, was sagst du jetzt, John?«

»Das gleiche wie du.«

»Wie schön, und das wäre?«

»Daß man hier keinen Menschen begraben habe, sondern - was weiß ich. Ich habe immer an die Beschreibung denken müssen, die uns Bert Rogner geliefert hat. Er hat zwar keinen direkten Werwolf beschrieben, aber eine Unperson, die wohl nicht in der Lage gewesen ist, sich völlig in ein derartiges Wesen zu verwandeln. Sie scheint mir auf halber Strecke stehengeblieben zu sein. Irgend etwas ist da falsch gelaufen. Der Killer spürte den gewaltigen Trieb, er kommt ihm auch nach, aber er ist nicht im eigentlichen Sinne ein Werwolf.«

»Das kann sein.«

Ich hielt den Zimmerschlüssel in der Hand und schob ihn ins Schloß. »Dann wünsche ich dir eine gute Nacht, Suko.«

»Wird es eine gute?«

»Warum nicht?«

»Wenn ich daran denke, daß ein halber Werwolf durch die Gegend streift, weiß ich nicht, ob ich besonders gut schlafen kann. Aber morgen ist auch noch ein Tag.«

»Du sagst es.«

Das Zimmer war leer und dunkel. Ich schaltete das Licht ein und sah, daß mein Bett aufgedeckt worden war. Es lockte mich, aber ich wollte mich nicht sofort hinlegen und mich auch nicht vor die Glotze setzen. Das Deckenlicht schaltete ich aus und die nicht so helle Nachttischleuchte ein.

Gedankenversunken nahm ich auf der Bettkante Platz. In einem Hotelzimmer ist das komischerweise immer ein beliebter Platz von

mir. Obwohl der Abend schon fortgeschritten war, wollte ich noch meinen Chef in London anrufen. Um diese Zeit fand ich Sir James meist in seinem Club. Die Nummer kannte ich auswendig.

Wie so oft meldete sich der Butler mit seiner etwas nasalen Stimme. Und wie so oft würde er zusammenzucken, wenn er mich hörte, denn ich setzte mich zumeist über die Konventionen hinweg.

»So schnell wie möglich möchte ich Sir James sprechen, mein Lieber.«

»In Ordnung, Sir!«

Der Butler hatte von Sir James persönlich die Anweisung erhalten, ihn immer sofort zu informieren, wenn ich anrief. Auch der Club war, was die technische Ausrüstung anging, mit der Zeit gegangen.

Es gab tragbare Telefongeräte, und eines davon wurde meinen Chef gereicht.

Deutlich hörte ich seine Stimme. »Aha, der Urlauber ruft noch zu später Stunde an.«

»Nicht der Urlauber, Sir, sondern jemand, der einen fünffachen Mörder jagt und den Verdacht hegt, daß es sich um einen Werwolf handelt - oder um eine Abart davon.«

»Reden Sie!«

Nach einem kurzen Zwischenbericht zeigte er sich beeindruckt. »Da scheinen Sie ja wieder den richtigen Riecher gehabt zu haben, John. Sie werden auf jeden Fall dranbleiben - oder?«

»Natürlich.«

»Soll ich Ihnen Rückendeckung besorgen, John?«

»Nein, das ist nicht nötig. Wir sind nicht als Polizisten hier, sondern mehr als Touristen.«

»Das geht schon klar.«

Ich versprach, mich am folgenden Tag zu melden und legte dann auf. Beruhigt war ich keinesfalls, als ich vom Bett aus durch das Fenster auf den Balkon starrte. Ich hatte meine Jacke noch nicht ausgezogen, stand auf und hebelte die Tür auf. Der nächste Schritt brachte mich auf den Balkon, wo mich die herrlich kühle Nachtluft umwehte.

Sie war nicht feucht, sondern so trocken, wie sie nur ein Hochdruckgebiet bringen konnte. Mein erster Blick galt dem Himmel. Er zeigte sich mir in all seiner Pracht, als hätte er nur für mich dieses kalte Kleid aus Sternen angelegt, zwischen dem auch der Mond als Ausschnitt stand und wie ein Bewacher wirkte.

Sehr scharf hoben sich die Umrisse der Berge ab. Sie standen da als schwarze Wächter und wirkten in ihrer Ruhe unerschütterlich. Von meinem Balkon aus konnte ich nicht in den Ort hineinschauen, sondern blickte mehr in die Dunkelheit, die nur am Dorfende von einigen Lichtern erhellt wurde, denn dort standen die neuen Häuser mit den dazugehörigen Ferienwohnungen.

Ansonsten schwieg die Welt.

Wenn ich über das schmale Geländer schaute, breitete sich unter mir eine Wiese aus, die zum Grundstück gehörte. Schaute ich nach rechts, dann sah ich das flache Dach eines Anbaus, das in der Höhe beinahe bis zum Balkon reichte. Hier konnte sich jemand bewegen, ohne schnell gesehen zu werden.

Weiter vorn verlief eine schwach beleuchtete schmale Straße. Und in der Dunkelheit über dem Ort bewegte sich nichts.

Nicht einmal eine Maus huschte durch das Gras.

Dann aber sah ich die Bewegung.

Sofort zuckte ich zurück.

Hatte ich mich geirrt?

Ich drückte meinen Kopf vor, um wieder über das Geländer zu schauen, an dem noch die leeren Blumenkästen hingen. Erst im Frühsommer würden sie wieder gefüllt werden.

Nichts war zu sehen. Unter mir blieb alles still. Ich wollte trotzdem nicht daran glauben, daß mir meine Sinne einen Streich gespielt hatten, ging wieder vor und legte beide Hände auf das dunkle Holz der Brüstung. Unter mir war nichts, und mein Blick glitt nach rechts hinaus auf das Flachdach.

Auch dort tat sich nichts.

Die Nacht war normal, die Nacht war wunderschön, wenn auch kalt, aber irgend etwas stimmte nicht, davon ging ich einmal aus. Ich hatte es einfach im Gefühl, und auch das leichte Kribbeln auf meinem Rücken ließ sich nicht vermeiden.

Da kroch Unheil lautlos auf mich zu. Es schlich durch die Dunkelheit, es hielt sich noch zurück, aber es war da. Ich spielte mit dem Gedanken, Suko Bescheid zu sagen, ließ es aber bleiben, weil mich ein Geräusch aufschreckte.

Es war schwer zu identifizieren, konnte ein Knarren oder Schleifen gewesen sein.

Ich schaute nach rechts. Über dem Flachdach lagen die Schatten, als hätten sie sich dort paketweise aufgebaut. Sie waren so verdammt dicht und auch mit einem Röntgenblick kaum zu durchdringen.

Aber von dort war das Geräusch aufgeklungen.

Ich ging dorthin, wo der Balkon an der rechten Seite sein Ende fand. Mein Blickwinkel war besser geworden, aber auch jetzt nahm ich die Bewegung nicht wahr und hörte auch nichts.

Plötzlich stieg ein Vogel in die Ruhe. Innerlich lachte ich auf. Er war es gewesen, der mich nervös gemacht hatte.

Die Erleichterung war nur kurz.

Denn plötzlich hörte ich das Heulen!

***

Unbeweglich blieb ich stehen und lauschte dem unheimlichen Klang, der wie von Flügeln getragen durch die Dunkelheit der Nacht jammerte und mir die Gänsehaut bestimmt nicht vertrieb.

Die Bestie lauerte!

Sie war da, und ich fühlte mich wie unter einer starken Spannung stehend. Ich schaute nach vorn, dann zur Seite, wollte alles gleichzeitig machen, während das Heulen allmählich ausklang. Wieder trat Stille ein.

Nur war ich diesmal sicher, daß der Alpen-Teufel durch die Dunkelheit schlich und nach einem neuen Opfer suchte. Bestimmt hatte auch Suko den Laut gehört. Ich rechnete damit, daß er zu mir kommen würde, aber er blieb verschwunden.

Deshalb wollte ich zu ihm oder ihn von meinem Zimmer aus anrufen. Die Gelegenheit bekam ich nicht mehr, denn etwas anderes lenkte mich ab. Vor und unter mir huschte geduckt ein Schatten entlang. Für einen Moment geriet er in den Lichtschein der in der Nähe stehenden Laterne, und ich sah, daß er sich auf zwei Beinen bewegte, aber leicht geduckt ging. Im Licht sah er trotz allem sehr dunkel aus, als hätte er seinen Körper eingefärbt. Es mußte das Fell sein, von dem Bert Rogner gesprochen hatte. Um Suko Bescheid zu sagen, hatte ich keine Zeit mehr, denn die Bestie traf Anstalten, das Weite zu suchen.

Sie lief nicht sehr schnell, beinahe schon lächerlich langsam, als wollte sie mich auffordern, ihr zu folgen.

Das konnte der Alpen-Teufel haben.

Über den Balkon zu springen, war mir zu risikoreich. Aber ich konnte an der rechten Seite auf das Flachdach klettern und mich an seinem Ende zu Boden fallen lassen.

Gedacht, getan.

Das Jagdfieber hatte mich gepackt, und ich hoffte, daß ich auf Schußweite an die Bestie herankam.

Ich war gespannt, was sie einer Silberkugel entgegenzusetzen hatte.

Hoffentlich nichts…

***

Auch Suko hatte sich, nachdem er sein Zimmer betreten hatte, nicht ins Bett gelegt. Er verzichtete ebenfalls auf das große Licht, zog seine Jacke aus und pflanzte sich auf einen Stuhl, der dem TV-Apparat gegenüberstand. Mit der Fernbedienung schaltete er die Glotze ein und zappte die Kanäle durch.

Er konnte sich zahlreiche Programme anschauen, denn durch die Schüssel kam so einiges in den Kanals, aber Suko sah die einzelnen Bilder nur kurz, da er immer wieder rasch umschaltete.

Es war kein Abend, um in die Glotze zu schauen. Es war aber auch keiner, um ins Bett zu gehen, obwohl es äußerlich danach aussah. In

diesem Abend steckte einfach mehr, viel mehr, obwohl alles so ruhig und gelassen wirkte. Er schaltete den Apparat aus und streckte die Beine aus. Stille umgab ihn wie eine schwere Masse.

Suko wußte selbst nicht zu sagen, auf was er wartete oder lauschte. Er hielt nur seinen Kopf vorgestreckt, als könnte er so die Dunkelheit durchforsten.

Auch über ihm war die Decke kaum zu erkennen. Sie glich einem grauen Tuch, das so fahl wirkte wie alte Haut. Unruhe bestimmte sein Inneres. Er hätte sich eigentlich wohl fühlen müssen, was aber seltsamerweise nicht geschah. Je mehr Zeit verrann, um so unwohler fühlte er sich. Nicht daß er sich ständig beobachtet fühlte, aber es war die Atmosphäre, die ihm nicht zusagte, und er dachte daran, daß es draußen auf dem Balkon möglicherweise besser war.

Deshalb stand er auf und ging auf die Tür zu. Er hatte sie noch nicht erreicht und gerade seinen Arm nach dem Hebel ausgestreckt, als er das unheimliche Geräusch hörte.

Es war ein Heulen und Jaulen zugleich, eine makabre Mischung, zwar noch durch die Scheibe gedämpft, aber dennoch ziemlich genau zu verstehen. Suko bewegte sich nicht weiter, er schaute in die Dunkelheit hinein, ohne etwas erkennen zu können.

Das Heulen versickerte.

Was tun?

Der Inspektor war davon überzeugt, daß auch sein Freund John Sinclair diese Laute gehört hatte. Er wunderte sich nur, daß er noch keinen Kontakt zu ihm aufgenommen hatte. Möglicherweise dachte er über Suko wie der über ihn.

Egal, er wollte den Anfang machen.

Mit wenigen Schritten hatte er die Zimmertür erreicht, schloß sie auf und kurvte in den Gang.

Etwas in seinem Gehirn meldete ihm die Gefahr, doch in der Finsternis war nichts zu erkennen, denn auch das letzte Licht war erloschen.

Er hörte hinter sich das Ächzen, Lachen und bekam den Luftzug mit, bevor es ihn erwischte.

Eine Bombe explodierte in seinem Nacken, die das Bewußtsein des Inspektors auslöschte.

Hart fiel er auf den Boden.

Und über ihm stand jemand, der sein diabolisches Lächeln nicht verbergen konnte…

***

Zwar würde es nicht passieren, ich hatte trotzdem den Eindruck als könnte das Flachdach unter mir zusammenbrechen, weil es bei meinen Schritten schon nachgab.

Ich hatte mich geduckt und blieb für einen Moment stehen, als ich das schmale, seitliche Ende vor mir sah.

Ich lächelte, als ich das Ende einer Leiter sah. Zwar mußte ich mich strecken, um sie heranzuholen, dann stemmte ich sie in die Tiefe und war zufrieden, als die unteren Sprossen den entsprechenden Widerstand auf dem weichen Boden fanden.

Ich stieg hinab.

Alles ging glatt und sicher. Niemand griff mich an, ich hörte und sah auch leider nichts. Meine Waffe würde vorläufig kein Ziel finden.

Ich sprang zu Boden, wartete dort geduckt und wunderte mich über Suko, der sich noch immer nicht gemeldet oder gezeigt hatte. Das war sonst gar nicht seine Art.

Überall, auch in meiner Nähe, konnte sich der Feind versteckt halten. Doch in der Dunkelheit sah ich ihn nicht.

Er blieb verschwunden.

Ich mußte, um den Weg zu erreichen, das Hotel umrunden. Sehr leise bewegte ich mich dabei, blieb selbst im Schatten des Anbaus und stand schließlich auf dem Kamm einer nicht sehr hohen Böschung, an deren Ende das graue Band der Straße dem Dorfende entgegenlief, wo sich auch der Tennisplatz und die neuen Häuser mit den Ferienwohnungen befanden.

Kaltes Laternenlicht zerstörte eigentlich die Schönheit der Nacht, aber für mich war es wichtig, um wenigstens etwas zu erkennen. Leider nicht den Heuler.

An einen schnellen Rückweg dachte ich nicht. Mit kurzen Schritten überwand ich die schräge Böschung und ging am Rand der Straße auf das nördliche Dorfende zu. Weiter oben standen noch einige kleinere Pensionen und ein Hotel, dann aber war Schluß mit den Häusern, abgesehen von wenigen alten Scheunen, in denen das Gras gelagert und getrocknet wurde.

Ich blieb vorsichtig, auch wenn niemand zu sehen war. Immer wieder schaute ich mich um, aber kein Schatten hatte sich auf meine Fährte gesetzt.

Als ich den Tennisplatz erreichte, blieb ich vor dem hohen Maschengitter stehen und versuchte, durch die entsprechenden Lücken zu peilen. Auf dem Platz war nicht viel zu sehen. Selbst die hellen Markierungen verschwammen im Grau der Finsternis, und das Netz war längst eingerollt worden.

Keine Bewegung auf dem Platz.

Ich wanderte am Gitter entlang. Das dunkle Metall schimmerte, als hätte es bereits eine Eisschicht bekommen. Am Ende des Rechtecks blieb ich stehen und blickte auf die Straße, an der die letzten Häuser standen. Sie hatten alle dieselbe Form, waren aus Holz gebaut, und manche von ihnen waren noch ziemlich neu.

Da der Abend weit fortgeschritten und bereits in die Nacht eingetaucht war, schimmerte auch hinter den Fenstern kaum noch Licht. Man ging hier früh zu Bett, aber einige Mieter waren noch auf den Beinen. Ihre Schatten bewegten sich hinter der Scheibe.

Ich schaute gegen die Dächer der Häuser. Das hatte ich nicht aus einem bestimmten Grund getan, es gehörte einfach dazu, und plötzlich zuckte ich zusammen.

Dort lauerte jemand!

Ein dunkler Klumpen hatte genau an der Stelle seinen Platz gefunden, wo am Dachrand das helle Schneegitter entlanglief. Und der Klumpen bewegte sich. Er richtete sich vorsichtig auf, breitete die Arme aus, als wollte er mich begrüßen.

Für mich stand fest, daß ich es mit dem geheimnisvollen Alpen-Teufel zu tun hatte. Eigentlich hätte ich jetzt losrennen müssen, aber ich war von diesem Anblick einfach zu sehr fasziniert, denn zum erstenmal kriegte ich ihn zu Gesicht.

War er ein Werwolf? War er ein Mensch? Oder war er eine Mutation aus beidem?

Er mußte mich gesehen haben, doch die Distanz zwischen uns war einfach zu groß.

Das sollte sich ändern. Auf den Alpen-Teufel achtete ich nicht mehr. Ich rutschte den ziemlich steinigen Hang hinab, um wieder auf die Straße vor den Häusern zu gelangen, deren Decke noch frisch roch. Da sich um das Haus herum zwei Balkone zogen - der erste begann auch in der ersten Etage -, war es mir unter Umständen möglich, über die Balkone hinweg auf das Dach zu gelangen.

Es hatte keinen Sinn.

Die Gestalt war verschwunden.

Wieder einmal hatte sie mich genarrt, doch in mir kochte bereits die Wut hoch. So einfach wollte ich nicht aufgeben. Auf der Grünfläche an der rechten Seite des Hauses lief ich entlang, die an ihrem Ende leicht abschüssig wurde und nahtlos in einen Abhang überging, an dessen Ende sich ein schmaler Weg befand. Er führte in Kurven weiter, und zwar dorthin, wo ich das Rauschen eines Baches hörte. Das mußte der Alpbach sein, der dem Ort den Namen gegeben hatte.

Auf dem Weg lief die Bestie.

Sie drehte mir den Rücken zu und hetzte dorthin, wo es noch dunkler war, denn der Weg führte in eine doch sehr waldreiche und dicht bewachsene Gegend hinein.

Ich stürmte hinter dem Alpen-Teufel her. Meine Kondition war gut, und ich legte automatisch an Tempo zu, denn die Strecke führte bergab. Leider war sie auch sehr kurvig, und die Schatten der hohen Bäume und Sträucher taten ihr übriges, um mir die Sicht zu erschweren.

Ich hörte die Bestie auch nicht. Sie schaffte es tatsächlich, so lautlos wie möglich zu laufen. Kein Hämmern von Absätzen, kein hartes Aufschlagen der Hacken, einfach nichts.

Das gefiel mir nicht. Dieser Teufel konnte überall lauern, und auch das Rauschen des Bachs nahm an Lautstärke zu. Noch floß er unter mir, und ich mußte einige Schritte laufen, um den Talgrund zu erreichen.

Zum Glück war die Nacht ziemlich klar, und so mancher Umriß hob sich scharf ab.

Deshalb sah ich auch die Brücke, die den Bach überquerte. Sie war aus Holz gebaut, und das Material glänzte feucht. Ich lief langsamer auf die Brücke zu. Mein heftiger Atem wurde von dem Rauschen des Wassers überlagert, aber von der Bestie entdeckte ich nicht ein Haar.

Am Beginn der Brücke blieb ich stehen. Es gab genügend Verstecke; der Alpen-Teufel hatte die freie Auswahl. Rechts und links wuchs das Gebüsch sehr dicht. Es zu durchqueren, war unmöglich.

Ich traute mir zu, die Brücke zu betreten. Das Holz war tatsächlich durch die Feuchtigkeit glatt geworden, und auch auf dem Geländer schimmerte der Film.

Rechts und links schäumte der Fluß unter der Brücke hinweg. Das Wasser tanzte über die mächtigen Steine, die an den Ufern lagen, als hätte sie jemand vergessen. Der Schaum wirkte im hellen Mondlicht noch weißer, und das Wasser gurgelte unter mir, als wollte er in einem Schlund verschwinden.

Mit langsamen Schritten bewegte ich mich auf das Brückenende zu. Noch immer hatte ich von der Bestie nichts gesehen, dafür konnte ich im Sternen- und Mondlicht den Weg verfolgen, der sich verengte und ein paar Meter weiter sich teilte.

Nach links führte er als schmaler Trampelpfad in einen finsteren Wald, der mir in diesen Augenblicken wie ein Märchenwald vorkam. Nach rechts wurde er breiter und geteert.

An der Verzweigung hatte ich mich hingestellt, bewegte den Kopf, war ratlos und fluchte innerlich.

Der Alpen-Teufel hatte mich genarrt. Ich ärgerte mich darüber, daß er mir stets einen Schritt voraus war. Er kannte sich hier aus, ich war leider der Fremde.

Die Luft kam mir in der Nähe des Bachs noch kälter vor. Ich saugte sie tief ein und dachte daran, als ich zurückging, wie gesund sie war. Es hatte keinen Sinn, wenn ich versuchte, einen Teil des Waldes zu durchkämmen und mit meiner Lampe in die Büsche zu leuchten. Das brachte einfach nichts.

Wieder lag die Brücke vor mir. Diesmal von der anderen Seite. Auf ihr bewegte sich nichts, und ich würde nach vier, fünf Schritten das Holz unter meinen Füßen spüren.

Da passierte es.
Rechts von mir tauchte die Gestalt auf. Eine blitzschnelle Bewegung, ein Schatten nur, der urplötzlich erstarrte und von dem sich dann etwas löste.
Der Stein flog auf mich zu.
Ich machte mich klein, zog den Kopf ein, wurde trotzdem am Arm und an der Schulter gestreift, trat dann falsch auf und spürte, wie ich mit der rechten Hacke und dann mit dem Bein einfach wegknickte.
Ich hatte den Rand der Straße erreicht.
Da war der Abhang.
Und den rollte ich hinab, genau auf den Alpbach zu…

***

Es war ein Sturz, eine Rutschpartie und eine Rolle zugleich, die sich immer wiederholte. Der Untergrund war nicht nur hart, sondern auch glatt und mit zahlreichen Steinen gespickt.
Ich wollte auf keinen Fall in dem eisigen Wasser landen und versuchte mit allen Mitteln, diese unfreiwillige Rutschpartie zu stoppen.
Dabei breitete ich die Arme und auch die Beine aus. Ich bot der Fläche mehr Widerstand und hatte im Hinterkopf, daß am Rand des Abhangs die Bestie lauerte.
Einmal hatte mich der Stein verfehlt, er war sicherlich sehr groß gewesen. Ein zweites Mal würde ich wohl kaum soviel Glück haben, und ich krallte schließlich meine Hände in den Boden, wobei ich Glück hatte, daß die Finger an irgendeinem Geflecht hängenblieben.
Eine eiskalte Masse strömte über meine Füße hinweg, die bereits im Bach hingen. Dort hatten sie allerdings Halt auf Ufersteinen gefunden. Da ich auf dem Bauch lag, konnte ich den Kopf anheben und den Hang hinaufschauen.
Da oben stand er.
Er glotzte zu mir hinab, und ich konnte deutlich seine Augen erkennen. Waren es die eines Menschen oder die einer Bestie? ich war etwas voreingenommen, denn diese Augen schienen von innen her zu leuchten und einen Glanz auszustrahlen, in dem sich zwei Farben - Rot und Gelb - zu einer dritten vereinigten.
Kalt war sein Blick und zugleich mordlüstern. Er bückte sich blitzartig, ich hörte das leise Heulen, das wie ein Triumphstoß klang, und wieder umfaßte er mit beiden Händen - Pranken? - einen Stein.
Dieser hier war größer.
Die Alpen-Bestie wuchtete ihn hoch.
Auch wenn er nicht gezielt geworfen war, ich konnte trotzdem getroffen und verletzt werden.
Es gab für mich nur eine Chance. Ich mußte einfach schneller sein als

er. Aufstehen und hochrennen konnte ich nicht, mich wohl aber erheben, bevor er den Stein warf.

Ich kam auf die Füße, hatte aber Probleme mit dem Gleichgewicht auf der schiefen und nassen Ebene und sah gleichzeitig, daß die Bestie den schweren Stein schon über ihren Kopf gehoben hatte.

Sie brauchte ihn nur noch zu schleudern.

So schnell konnte ich nicht laufen.

Aber meine Waffe ziehen.

Diese Bewegung war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Zudem bot der Alpen-Satan ein großes und gut erkennbares Ziel. Ich brauchte ihn nicht erst lange anzuvisieren.

Er warf, ich schoß.

Zu spät, irrte es durch meinen Kopf, als der Stein einen Bogen beschrieb, um anschließend in meine Richtung zu torkeln. Da befand ich mich bereits auf dem Weg, stolperte und hetzte am Rand des Wassers entlang, um dem Stein zu entwischen.

Das Echo des Schusses durchknatterte noch die klare Bergluft, als das mörderische Wurfgeschoß neben und dicht hinter mir aufprallte, einen Drall und eine Vorwärtsbewegung bekam und mit lautem Getöse in den Alpbach klatschte.

Das Wasser spritzte in die Höhe. Unzählige Tropfen wurden aufgewirbelt und erwischten auch mich. Ich stolperte über einen glatten Stein, verlor das Gleichgewicht, fiel nach vorn und drehte mich zur Seite, dem Anhang zu.

So passierte mir nichts, denn ich konnte mich mit der freien Hand abstützen.

Mein Blick glitt in die Höhe.

Ein Schrei der Wut löste sich aus der Kehle der Bestie. Sie selbst sah ich nicht mehr, denn sie hatte es verstanden, sich geschickt zurückzuziehen.

Ich hatte das Nachsehen.

Noch einmal hörte ich den Wutschrei, da aber befand ich mich bereits auf dem Weg zur Straße, fluchend und mich über mich selbst ärgernd. Ich hatte mich von diesem Wahnsinnigen letztendlich doch leimen lassen, und das wurmte mich.

Auf der Straße blieb ich stehen, die Beretta im Anschlag. Ich suchte den Gegner. Dabei dauerte es seine Zeit, bis sich mein Atem halbwegs beruhigt hatte. Die Spannung ließ allmählich nach. Die Normalität kehrte zurück, ich konnte mich wieder auf meine Umgebung konzentrieren und auch auf mich als Person. Ich hatte durch das kalte Bachwasser Eisfüße bekommen. Als ich an mir hinabschaute, sah ich, daß die Hosenbeine bis zu den Knien hin völlig naß geworden waren. Das konnte ich verkraften. Schlimmer wäre es gewesen, wenn ich in den Bach gestürzt wäre.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Rückweg zu machen, und ich steckte dabei voller Wut. Vergaß allerdings nicht, mich umzuschauen, denn ich mußte mit einem weiteren heimtückischen Angriff der Bestie rechnen. Sie ließ sich nicht blicken, und ich ärgerte mich auch darüber, daß die geweihte Silberkugel nicht getroffen hatte. Ich hatte mich beim Abschuß bewegt, so etwas sollte man nicht tun, und die Kugel war irgendwo in den Himmel gezischt.

Jetzt ging alles wieder von vorn los.

Mit müden Bewegungen erreichte ich den Eingang des Dorfes. Der Schuß war sicherlich auch hier gehört worden, aber niemand hatte reagiert.

Alpbach lag starr und still vor mir und im funkelnden Glanz der Gestirne.

Ich näherte mich dem Hotel, und als ich auf die Uhr schaute, da sah ich, daß der neue Tag genau eine Minute alt war. Ich freute mich, ihn erleben zu dürfen.

Vor dem Eingang brannte eine Notbeleuchtung. Ich wollte ihn nehmen und nicht über das Dach klettern. Der Zimmerschlüssel paßte auch hier unten, aber das war nicht nötig, denn neben dem Eingang stand eine hochgewachsene Gestalt. Sie hatte mich bereits gehört und auch gesehen. Ich sah sie erst, als sie in das Licht der Lampe trat. Es war Helene Brandner. Sie hatte sich einen Mantel übergestreift und ein Tuch um den Kopf gebunden.

»Nanu, Herr Sinclair… So spät noch auf den Beinen?«

Ich grinste. »Ja, ich dachte mir, daß die Nacht so herrlich ist, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.«

»Wieso das?«

»Ich habe wohl zuviel getrunken gehabt.«

»Das sah mir nicht so aus«, sagte sie und schaute mich dabei etwas ängstlich an. »Haben Sie denn vergessen, wer hier durch das nächtliche Dorf irren kann?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Und trotzdem sind Sie gegangen?«

Ich breitete die Arme aus. »Schauen Sie mich an, Frau Brandner, ist mir etwas passiert?«

»Nein, aber es hätte durchaus etwas passieren können. Außerdem müssen Sie achtgeben, daß Sie sich nicht erkälten, denn Ihre Hosenbeine sehen ziemlich naß aus.«

Ich schaute nach unten und versuchte dabei, normal zu lachen. »Ja, da haben Sie recht. Es war mein Fehler. Ich habe einige Male den Weg verlassen und bin über die Wiesen gegangen. Daß es feucht war, daran habe ich als Städter nicht gedacht.«

»Und Sie sind dabei auch gefallen, nicht?«

Ich richtete mich wieder auf. »Wieso?«

»Sie sind schmutzig.«
»Sie haben eine tolle Beobachtungsgabe, Frau Brandner. Stimmt, ich bin gestürzt.«
»Da sollten Sie rasch ins Zimmer gehen und sich wärmen, so schön diese Nacht auch sein mag. Wissen Sie, ich genieße es, hier draußen zu stehen und zum Himmel zu schauen. Das Wetter wird bald umschlagen, dann kommt der Schnee, und wenn wir Pech haben, hängen wir wochenlang in grauen Wolken.«
»Fürchten Sie sich denn nicht vor der Bestie?«
»Ich…?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, denn ich kann schnell ins Haus laufen und die Tür verschließen, wenn sie kommt. Außerdem wird sie kaum irgendwelche Fensterscheiben einschlagen, um an die Opfer zu gelangen. Sie hat sich bisher wohl immer lautlos verhalten, denke ich.«
»Da mögen Sie recht haben.« Ich nickte der Hotelbesitzerin zu und wünschte ihr noch eine angenehme Nachtruhe. Dann betrat ich das Hotel und ging die breite geschwungene Treppe hoch in die erste Etage, wo unsere Zimmer lagen.
Sollte ich Helene Brandner bewundern, daß sie sich trotz der bekannten Gefahr um diese Zeit noch draußen aufhielt?
Bevor ich die nassen Schuhe auszog, wollte ich noch ein paar Worte mit Suko wechseln und ihn fragen, weshalb er nicht auf das Heulen reagiert hatte.
Vor seiner Tür blieb ich stehen, klopfte, kriegte keine Antwort, klopfte lauter und hörte ein krächzendes Geräusch, das nicht viel Ähnlichkeit mit seiner Stimme hat.
Sehr schnell stieß ich die Tür auf. Im Zimmer war es nicht dunkel, das Licht einer Nachttischleuchte brannte, und ich sah meinen Freund Suko auf dem Bett sitzen. Um seinen Nacken und um den unteren Teil des Kopfes hatte er zwei nasse Handtücher geschlungen.
»Was ist denn mit dir passiert?«
Er grinste verzerrt. »Kann ich dir sagen, aber vorher kannst du mich irgendwohin treten, weil ich so ein Idiot gewesen bin.«
»Du auch?«
»Wieso?«
»Fang du an«, sagte ich und zog mir einen der Stühle heran.

***

Ich erfuhr, was meinem Freund und Partner passiert und wie er buchstäblich in eine Falle hineingestolpert war. Natürlich hatte er das Heulen vernommen und seine entsprechenden Schlüsse gezogen. Nur hatte man ihn nicht agieren lassen, und das wiederum gab mir zu denken.
Bevor wir darüber diskutierten, berichtete ich, wie es mir ergangen

war. Zwischendurch zog ich die Schuhe aus, die Socken folgten, und ich legte sie neben die Schuhe.

»Das ist ein Hammer, John. Du schaffst es, gegen Feinde aus der Vergangenheit zu kämpfen, die einem gewissen Richard Löwenherz an den Kragen wollten, aber hier lassen wir uns von einem halben Werwolf regelrecht an der Nase herumführen.«

»Stimmt und stimmt nicht.«

»Dann mach mich mal schlau.«

Ich winkelte einen Arm an und stützte den Ellenbogen auf meinen Oberschenkel. Den Zeigefinger hatte ich erhoben und bewegte ihn pendelnd in Sukos Richtung. »Mögen wir auch beide verloren haben, eines allerdings steht fest. Dieser Alpen-Teufel muß hier im Ort den einen oder anderen Helfer haben. Vielleicht sogar jemand, der ihn tagsüber versteckt und erst bei Anbruch der Dunkelheit freiläßt.«

»Bingo, John.«

»Stellt sich nur die Frage, wer ihm dabei hilft? Wer wollte nicht, daß du, ebenso wie ich, dem Heulen nachgehst? Wer hat da seine Finger im Spiel gehabt?«

»Jemand, der sich auskennt.«

»Das ist zuwenig.«

»Weiß ich. Einer aus dem Hotel?«

»Schon besser.«

»Wer käme in Frage?«

»Fang mal an.«

»Die Brandners, vielleicht der eine oder andere Gast, jemand vom Personal, es gibt da schon eine Reihe von Möglichkeiten, aber festlegen möchte ich mich auf keine Person. Du etwa?«

Ich schüttelte den Kopf und sagte zugleich: »Obwohl ich mich gewundert habe, daß zu dieser nachtschlafenden Zeit noch Helene Brandner vor der Tür ihres Hotels stand. Es ist wirklich kalt. Gut, sie hatte einen Mantel übergestreift, aber…«

Suko gefiel es nicht, daß ich nicht weitersprach. »Bring den Satz zu Ende.«

»Ja, mach ich. Es ist nur eine Spekulation. Könnte es sein, daß sie auf jemand gewartet hat?«

»Auf ihn vielleicht?« flüsterte Suko.

Ich holte tief Luft. »Das wäre natürlich fatal. Helene Brandner und dieser Alpen-Teufel stecken unter einer Decke. Ich weiß nicht, ob ich das akzeptieren kann.«

»Fällt mir ebenfalls schwer, John, aber nichts ist unmöglich. Wir sollten das nicht aus den Augen verlieren.«

»Wenn es tatsächlich stimmt, traust du ihr eine derartige Kraft zu, daß sie dich niederschlagen kann? Okay, sie ist eine ziemlich kräftige Person, aber das geht mir doch etwas zu weit.«

Suko hob die Schultern. »Es muß ja nicht nur eine Person sein, die auf der Seite der Bestie steht.«

»Herbert Brandner?«

»Zum Beispiel.«

»Ist eine Möglichkeit«, gab ich zu. »Nur sollten wir uns darin nicht verzetteln.«

»Sag nur nicht, daß das ganze Dorf hinter der Bestie steht!«

»Ich weiß überhaupt nichts mehr.« Wütend nahm ich eine Socke und warf sie wieder zu Boden.

»Doch, ich weiß etwas, ich habe kalte Füße bekommen.«

»Lieber du als ich.«

»Mit deinem Kopf möchte ich auch nicht tauschen.« Ich stand auf. »Was sagt dir dein Gefühl, Suko? Wird er in dieser Nacht noch hier erscheinen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Suko runzelte die Stirn. »Dieser Fehlschlag wird ihm gereicht haben, aber morgen ist auch noch ein Tag.«

»Du sagst es«, faßte ich mich kurz, hob die Schuhe auf und schlich zurück in mein Zimmer.

Später, als ich nach einer heißen Dusche im Bett lag, träumte ich von wilden Bestien, die mich eingekreist hatten und mich stückweise zerrissen, um die Brocken anschließend anderen Raubtieren zum Fraß vorzuwerfen…

***

Bert Rogner saß am Tisch. Seine Mutter stand neben ihm und hielt ihn umarmt. Das gedämpfte Licht der Deckenlampe hüllte beide ein wie ein Schleier. Der Sohn sah nicht, daß seine Mutter weinte. Sie tat es nicht ohne Grund, denn er hatte ihr von seiner Begegnung mit dem Alpen-Teufel berichtet, und sie konnte auch jetzt kaum fassen, daß er noch lebte. Immer wieder mußte sie über sein Haar streicheln, um das Gefühl zu haben, daß er noch vorhanden war. Dabei murmelte sie Worte, die wie ein Gebet klangen, und der Begriff Gott kam auch oft genug vor.

Irgendwann drückte Bert seine Mutter zurück und stand auf.

»Wo willst du hin?«

»In mein Zimmer.«

»Läßt du mich allein?«

»Nur ein paar Minuten. Ich muß über etwas nachdenken.«

»Gut, ich bereite dann einiges vor.«

Er war schon an der Tür, blieb dort aber stehen und schaute sich um. »Was willst du denn jetzt vorbereiten?«

»Du wirst schon sehen. Der Abend ist lang, und die Nacht wird noch

länger werden.«

Bert hob die Schulter und zog sich zurück. Er ging die enge Stiege in den ersten Stock hoch, wo sein Zimmer lag. Auch das Elternschlafzimmer befand sich dort, aber seine Mutter benutzte es schon längst nicht mehr. Ihr war es einfach zu mühselig, die Stufen zu steigen, und das mit über achtzig Jahren.

Sie blieb lieber unten und hatte ihr Bett in der guten Stube aufgestellt, die an die Küche grenzte.

Der Ofen strahle eine behagliche Wärme aus, aber darum kümmerte sich Maria Rogner nicht. Sie hatte anderes zu tun, stand vor der Truhe in der guten Stube und klappte ziemlich mühsam den Deckel hoch. In der Truhe lagen einige Gegenstände, auf die sie nicht verzichten wollte. Sie hatte sie von ihren Eltern geerbt, und die wiederum hatten sie von ihren Eltern übernommen.

»Jetzt werden wir uns schützen«, sagte die alte Frau. »Nie habe ich sie gebraucht, doch von heute an ist alles anders.« Sie nickte sich selbst zu und griff noch einmal in die Truhe hinein, um das alte Eisenkreuz hervorzuholen.

Ihr Sohn hatte sein Zimmer längst erreicht. Es war ein dunkler Raum mit einer ziemlich niedrigen Decke. Wenn er sich aufrichtete, streiften seine Haare über die Decke hinweg, und sicherheitshalber ging er gebückt. Natürlich war er nervös, natürlich hatte er Furcht vor der Zukunft, weil er damit rechnete, daß der Alpen-Teufel noch einmal zuschlagen würde, zum sechstenmal.

Was sollte er tun?

Den beiden Fremden konnte er dankbar sein, sie hatten ihm das Leben gerettet, aber sie konnten nicht immer in seiner Nähe sein. Viel öfter war er allein, vor allen Dingen in den folgenden Stunden. Wenn er dabei an seine Mutter dachte, fiel ihm sofort wieder ein, daß sie ebenfalls auf der Todesliste stand. Er machte sich große Sorgen.

Er bückte sich und öffnete die untere Tür einer Kommode. Der Selbstgebrannte stand dort in einer großen Flasche. Es war ein Pflaumenschnaps, und die Flasche hatte er mit einem alten Korken verschlossen. Er zerrte ihn aus der Öffnung, setzte die Flasche an und nahm einen kräftigen Schluck, der durch seine Kehle rann und sich in seinem Magen ausbreitete wie ein wahrer Feuersturm.

Es tat ihm gut, und er nahm auch den nächsten Schluck. Es war egal, ob er schwankend die Treppe hinabging, denn dieses Elend wollte er nur im Suff ertragen.

Wieder setzte er die Flasche ab und schüttelte sich. Dann drückte er den Korken auf die Öffnung, denn ein dritter Schluck wäre einfach zu viel gewesen. Außerdem hatten ihn die beiden ersten auch nicht gerade beruhigt, ihn aber irgendwo leichter gemacht, vor allen Dingen innerlich, und das würde er auch seiner Mutter sagen. Wenn sie

ebenfalls einen Schluck nahm, würde sie die schrecklichen Dinge viel besser verkraften und auch vergessen können.

Er behielt die Flasche in der rechten Hand und schaukelte sie hin und her. Ebenfalls leicht schaukelnd ging er auf die Tür zu, denn er hatte das Versprechen an seine Mutter nicht vergessen.

Er konnte sie einfach unten in der Küche nicht allein lassen.

Schon auf der Treppe erreichte ihn ihr Ruf. »Kommst du jetzt, Bertl?«

»Bin schon unterwegs.«

»Das ist gut.«

Rogner verdrehte leicht die Augen. Er konnte die Sorge seiner alten Mutter ja verstehen, doch manchmal ging sie ihm wirklich auf die Nerven. Sie konnte ihm einfach nicht die Frau ersetzen, und er war auch in einem Alter, wo er nicht bemuttert werden wollte. Sie stellte ihm immer wieder Fragen, besonders dann, wenn er den Ort verließ und nach Innsbruck fuhr, wo er hin und wieder ein sogenanntes Model besuchte, um für einen sexuellen Ausgleich zu sorgen, denn für die Skihasen im Winter war er einfach zu alt und nicht attraktiv genug. Hätte seine Mutter von den Eskapaden ihres Sohnes erfahren, sie hätte sich bis ins Grab hinein geschämt.

Maria Rogner erwartete ihren Sohn in der offenen Küchentür. Sie sah noch kleiner aus, und das Licht einiger hinter ihr brennender Kerzen umschmeichelte sie mit dem weichen Schein.

Er blieb stehen und schüttelte verwundert den Kopf. Das Gesicht seiner alten Mutter schien von innen her zu leuchten, und er fragte sie mit leiser Stimme: »Willst du mich nicht durchlassen, Mutter?«

»Gleich, Bertl, gleich.«

Er roch sofort den Rauch. »Was hast du hier getan?«

»Ich habe die Kerzen angezündet.«

»Und weiter?«

»Er wird uns nicht besuchen kommen. Er wird es nicht wagen, in unser Haus einzudringen, Bertl, das schwöre ich dir. Er kann es einfach nicht schaffen.«

»Warum sollte er auch?«

»Weil er dich will, mein Junge.«

»Ach, das war doch Zufall. Er hatte sich ebenso eine andere Person auf dem Friedhof krallen können.«

»Nein, nein, nein, ich habe schon recht.«

Bert nickte ergeben. Er wußte, daß es keinen Sinn hatte, seiner Mutter zu widersprechen.

»Und jetzt darfst du schauen.« Sie redete mit ihm wie damals, als er noch ein Kind gewesen war und seine Weihnachtsgeschenke endlich zu sehen bekam.

Frau Rogner gab den Weg frei, und mit einem großen Schritt trat er über die Schwelle.

»Was sagst du, Bertl?«

Er sagte erst mal nichts, schüttelte nur den Kopf, denn seine Mutter hatte tatsächlich die zahlreichen geerbten Kreuze aus der Truhe genommen und aus der Küche einen sakralen Raum geschaffen, denn wohin Rogner auch schaute, er sah nur die Kreuze.

Welche aus Holz, aus Metall, sogar aus Perlmutt, und er stand da und hob die Schultern.

»Warum sagst du nichts, Bertl?«

»Findest du das gut?«

»Ja, gut und richtig.«

»Warum?«

»Die Kreuze halten ihn ab. Er ist ein Teufel, und der Teufel fürchtet sich von dem Sieg, den das Gute über das Böse errungen hat. Das mußt du doch wissen.«

»Ja, Mutter, ja, das weiß ich.« Er ging an einem dreiarmigen Kerzenständer vorbei auf den Tisch zu, schob einen Stuhl zurecht und nahm auf ihm Platz. Die Flasche stellte er ebenfalls auf den Tisch. Er hielt sie fest, weil die Mutter anfing zu schimpfen und den Schnaps ebenfalls als Teufelszeug bezeichnete.

»Soll das so bleiben, Mutter?«

»Vorerst ja.«

»Wie lange denn?«

»Bis das Böse vernichtet ist.«

»Man kann es aber nicht vernichten, Mutter.«

Sie setzte sich ihm gegenüber auf einen zweiten Stuhl. »Doch«, sagte sie, »man kann es vernichten. Ich weiß es. Und ich werde dir dabei helfen.«

»Mag ja sein, aber…«

»Wir beide werden hier unten in diesem Raum schlafen, und wir werden unter dem Schutz des Kreuzes stehen, das kann ich dir versprechen, Bertl. Ich hatte Angst vor dem Alpen-Teufel, die aber ist jetzt vergangen. Ich brauche keine Angst mehr zu haben.«

»Na ja, wenn du es so siehst, Mutter, kann ich daran wirklich nichts ändern.«

Sie nickte ihm über den Tisch hinweg zu und sagte mit leiser Stimme: »Vorher werden wir beten.«

»Wieso?«

»Bevor wir die Rosenkränze in die Hand nehmen und uns zur Ruhe legen. Da werden wir dann ein Gebet sprechen, und die unsichtbare Hand des Allmächtigen wird uns segnen.«

Rogner verdrehte die Augen. Auch er glaubte an Gott, auch er ging in die Kirche, aber was seine Mutter da sagte, klang doch etwas übertrieben. Er stand auf und ging zum Fenster, weil er frische Luft brauchte und den Rauch der Kerzen nicht mehr ertragen konnte.

»Was willst du tun, Bertl?«

»Luft schnappen. Hier ist es zu warm und stickig.« Er zerrte das kleine Fenster auf und lehnte sich hinaus.

Es war eine Wohltat, die Kälte zu spüren und in die dunkle Nacht mit dem sternenübersäten Himmel zu schauen. Alles war so friedlich, so wunderbar, so still, doch gerade die letzte Eigenschaft verging, denn plötzlich hörte er ein unheimliches Geräusch.

Ein schauriges Heulen geisterte zitternd durch die Nacht und ließ den einsamen Lauscher erstarren.

Der Mann bekam eine Gänsehaut und glaubte, zu Stein zu werden.

Auch Maria Rogner hatte das Geräusch gehört. Sie sagte irgendwelche Worte, die sie wohl nur selbst verstand, lief auf ihren Sohn zu und umfaßte ihn mit beiden Händen. Ihre Lippen befanden sich dicht an seinem Ohr. »Er ist nahe, nicht wahr? Er ist fast hier, er ist…«

Ein weiteres Geräusch ließ sie verstummen.

Hell, peitschend und knallend wetterte das Echo durch das Tal und hallte von den Bergwänden wieder.

»Was war das, Junge?«

»Ein Schuß Mutter, ein Schuß.« Bert spürte den Schweiß auf seinen Handflächen. Sie war glitschig geworden, und er drückte dem unbekannten Schützen die Daumen, daß er dieses Untier erwischt hatte. Sofort erinnerte er sich an die beiden Fremden, die ihm das Leben gerettet hatten. Ihnen traute er zu, daß sie diesen irren Killer stoppten.

Ein weiterer Schuß fiel nicht mehr. Die Stille legte sich wieder über das Tal. Nur wenn jemand genau hinhörte, vernahm er das Rauschen des Alpbachs.

»Das ist unten am Wasser gewesen, Mutter, bestimmt, glaub mir.«

»Komm vom Fenster weg, Bertl, es ist zu gefährlich. Mach dich nicht unglücklich.« Sie zog ihren Sohn zurück und schloß das Fenster so hastig, daß es laut knallte.

Rogner strich über seine Stirn und befreite sie vom Schweiß. Er brauchte einen Schluck. Seine Mutter schaute kommentarlos zu, wie er die Flasche an- und später wieder absetzte.

»Ob er tot ist?« fragte sie nach einer Weile.

»Wen meinst du?«

»Diesen Alpen-Teufel.«

Bert hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich habe das Gefühl, daß er stärker ist.«

»Stärker als was?«

»Als eine Kugel. Der… der widersetzt sich doch allem. Er hat es nicht nötig, er ist kein Mensch, er ist eine Bestie, ein grauenvolles Wesen. Da kannst du noch so oft schießen, es wird nicht klappen, Mutter. Ich

glaube es nicht.«
»Uns hat der Herrgott geholfen, Junge!«
Scharf winkte Bert ab. »Vergiß es doch!«
»Was soll ich vergessen?« flüsterte Maria Rogner. »Den Herrgott? bist du denn des Wahnsinns, Junge? Ich kann doch nicht den Herrgott vergessen. Das ist unmöglich!«
»So habe ich das nicht gemeint.«
»Wie denn?«
Rogner ballte beide Hände zu Fäusten. »Der Herrgott kann uns in diesem Fall nicht helfen, weißt du das denn nicht? Wir müssen es selbst tun. Es hat schon fünf Opfer gegeben, und da hat der Herrgott auch nicht eingegriffen. Wir müssen unser Schicksal wirklich selbst in die Hände nehmen.«
Die alte Frau ging mit müden Schritten zum Tisch. Sie setzte sich hin und schaute auf das Fenster, in dessen Nähe noch ihr Sohn stand. Er schien darüber nachzudenken, ob er das Fenster öffnen sollte oder nicht, was auch seiner Mutter nicht verborgen blieb. Warnend hob sie eine Hand. »Laß es lieber bleiben, Junge, sei so gut! Locke den Teufel nicht her. Du darfst ihm auf keinen Fall den kleinen Finger reichen. Er nimmt nicht nur die ganze Haut, sondern reißt dir den gesamten Arm ab. Dann wird er auch nach deinem Körper schnappen. Er ist eben unersättlich.«
»Mutter!« Bert holte tief Luft. »Mutter, ich sage dir jetzt noch einmal, daß er nicht der Teufel ist. Er ist nicht der Teufel. Der Teufel sieht, wenn überhaupt, anders aus.«
»Woher willst du das denn wissen?«
»Ich habe genug über ihn gelesen.«
»Vergiß es doch!«
»Nein, er ist etwas anderes. Er wird nur der Alpen-Teufel genannt. Der richtige Teufel ist nicht so.«
Die sehr gläubige Maria Rogner schlug ein Kreuzzeichen. »Hoffentlich versündigst du dich nicht.«
»Auf keinen Fall. Dieser Teufel hat einen Namen, Mutter. Oder hast du vergessen, was Anna Lederer kurz vor ihrem Tod gesagt hat? Sie hat ihn Paul genannt. Und du weißt sehr genau, wer dieser Paul ist oder gewesen war. Ein Selbstmörder, einer, den keiner mochte, der sich in der Nacht versteckt und unheilvolle Dinge trieb.«
»Teuflische.«
»Meinetwegen auch das. Er ist ein Veränderter. Er ist in einen Bann hineingeraten.«
Maria Rogner wurde leichenblaß. »Dann muß er aus seinem Grab gestiegen sein, wenn du recht hast.«
»Hör auf, Mutter! Die Toten bleiben in den Gräbern. Sie steigen nicht mehr empor!«

»Ja, wir wollen es hoffen«, murmelte die alte Frau, senkte den Kopf, wobei sie auf ihre schon gefalteten Hände schaute. Sie betete. Ihr Mund blieb dabei stumm, und nur die Lippen bewegten sich. Nicht einmal ein Zischen drang hervor.

Bert Rogner stand auf. Es drängte ihn wieder zum Fenster hin. Auch seine Mutter würde ihn davon nicht mehr abhalten können. Sie schaute nicht hin, als ihr Sohn zum Fenster ging.

Bert hatte die Scheibe nicht aus dem Blick gelassen. In ihr spiegelte sich das Licht einiger Kerzen.

Dahinter lauerte die Schwärze. Und draußen bewegte sich auch etwas.

Rogner war irritiert. Er wagte nicht, sich zu rühren. Wie ein Denkmal stand er auf der Stelle. Über seinen Rücken floß eine Gänsehaut. Plötzlich schwitzte er wieder, und in seinem Kopf festigte sich ein einziger Gedanke.

Da draußen ist jemand!

Maria Rogner bemerkte nichts. Sie saß in sich versunken am Tisch und betete. Auch sie wurde aus ihrem fast tranceähnlichen Zustand gerissen, als sie das Klirren hörte.

Splitter regneten in das Zimmer, begleitet von einem Strom kalter Luft.

Mutter und Sohn erstarrten. Sie waren einfach nicht fähig, einen Schrei oder auch nur einen Laut abzugeben, denn zu schrecklich war die Gestalt, die vor dem Fenster stand und in das Zimmer glotzte…

***

Es war der Alpen-Teufel, der fünffache Mörder, die blutgierige Bestie, und er war unterwegs, um endlich wieder seinem Bluttrieb nachzukommen.

Noch immer preßte den Rogners die kalte Angst die Kehle zusammen. Aber sie konnten sehen, sie merkten sich sehr genau, wie dieses verfluchte Wesen aussah. Selbst im Licht der Kerzen waren die Einzelheiten überdeutlich zu erkennen.

Ein Kopf?

Ja, den gab es. Aber es war ein menschlicher? Das wollte keiner von ihnen glauben, obwohl dieses Wesen Ähnlichkeit mit dem Menschen hatte, den sie kannten.

Paul!

Himmel, das war Paul. Der tote Paul, der längst begrabene Paul. Auch wenn er nicht mehr so aussah wie früher, war er doch sehr gut zu erkennen.

Sein Gesicht zeigte noch immer die Rundung. Es war fleischig, die kurze Nase hatte an Dicke gewonnen und sich gleichzeitig noch nach vorn geschoben. Auch der Mund war viel größer. Er glich bereits

einem Maul, und das Haar sah aus wie hochgebürstet. Über seiner Haut im Gesicht lag ein Schatten, so jedenfalls sah es für Mutter und Sohn beim ersten Hinsehen aus, aber das stimmte nicht, denn bei näherem Hinsehen erwies sich der Schatten als Pelz oder dünnes, haariges Fell. Es umwuchs auch die Augen und bildete den Flaum auf der Stirn. Augen, vor denen sie ebenfalls Furcht hatten. Zwar sahen sie noch menschlich aus, doch ihrer Meinung nach hatten sie nichts Menschliches mehr an sich. Sie waren kalte, dunkle Lichter, zugleich grell und ebenfalls düster.

Dunkel waren die Pupillen, als wäre schwarzes Wasser zu Eis gefroren. Um sie herum zeichnete sich die Helligkeit ab. Sie war so unnatürlich bleich und weiß, erinnerte tatsächlich an Eiweiß, das ebenfalls gefroren schien.

Die Alpen-Bestie trug als Kleidung einen dunklen Mantel und einen Schal, den sie um ihren Hals gewickelt hatte. So konnte der Hals nicht mehr gesehen werden.

Die Zähne hatte er gefletscht. Das Gebiß schimmerte perlweiß, und die Lippen standen leicht vor, als wären sie dabei, eine Schnauze zu bilden, die es noch nicht ganz geschafft hatte. Auf halbem Weg hatte die Deformation gestoppt.

Beiden kam es vor, als wären lange Minuten vergangen. Dabei waren es nur Sekunden gewesen, in denen sich der Eindruck bei ihnen regelrecht festgefressen hatte.

Unternehmen konnten sie nichts. Sie spürten nur, wie heftig ihre Herzen klopften, und die alte Frau Rogner hatte das Gefühl, vom Stuhl zu fallen und wegzuschweben. Jetzt bewegte sich wieder ihr Mund, ohne daß ein Wort zu hören war.

Die von außen nach innen dringende Kälte schien auch die Zeit eingefroren zu haben. Nichts lief mehr, alles war so schrecklich still, und keiner von ihnen rührte sich, als der Alpen-Teufel seinen Kopf nach vorn drückte, weil er noch tiefer in das Zimmer schauen wollte.

Er bewegte seine Zunge. Beide hörten, wie sie in seinem Mund regelrecht klatschte und plötzlich vor den Lippen weißlicher Schaum erschien, als wollte er vor ihnen ausspeien.

»Mutter, der will zu uns!« hauchte Bert, als die Bestie gleichzeitig ihren Oberkörper vordrückte.

»Der… der… kommt in das Zimmer. Mein Gott, wir müssen weg.«

Der Alpen-Teufel grunzte. Jedenfalls hörte sich das aus seinem Maul strömende Geräusch so an.

Wieder funkelten die Augen, er hob beide Arme an, und zum erstenmal sahen sie die Pranken.

Vielleicht waren sie noch entfernt mit menschlichen Händen zu vergleichen, aber sie hatten einen ebenfalls dichten Bewuchs bekommen, und aus ihm hervor schauten die Finger mit den langen

Nägeln, die den Körper eines Menschen durchaus aufreißen konnten.

»He, Mutter, geh…«

Maria Rogner blieb sitzen. »Und was ist mit dir?«

»Ich… ich werde…«

Die Bestie stützte sich ab. Bert kam nicht mehr dazu, auszusprechen, was er meinte. Sie kam in die Höhe, sie brauchte sich nur noch mit einem kräftigen Schwung durch die Öffnung in den Raum zu schwingen und konnte Mutter und Sohn erreichen.

Ihre Furcht steigerte sich zur Todesangst.

Da geschah es!

Beide wußten, daß sie normal keine Chance gehabt hätten. Alles war klar und richtig, aber jemand griff ein, mit dem sie nicht gerechnet hatten. Für die gläubige Maria Rogner konnte es durchaus der Herrgott gewesen sein, denn Mutter und Sohn hörten den schrillen Pfiff.

In der klaren Luft fegte er über den gesamten Ort hinweg, und er schien für einen Moment am Himmel zu kleben, um dann zu verschwinden.

Weg?

Rogner schüttelte den Kopf. Seine Wangen zuckten. Er wollte nicht glauben, was er plötzlich zu sehen bekam, denn dieser Alpen-Teufel drückte seinen Oberkörper nach vorn.

Er stieg trotz allem nicht mehr in die Küche ein, er hatte sich nur abstützen wollen. Es gab für ihn nur eines.

Flucht!

Er mußte weg, er mußte verschwinden. Er riß noch einmal sein Maul auf, zeigte sein Gebiß, er fauchte röhrend in das Zimmer hinein, und dann zuckte er herum.

Er verschwand!

Mutter und Sohn konnten es kaum glauben. Sie sahen ihn nicht mehr, aber sie hörten ihn, denn von draußen drang das leise Heulen durch das noch immer offene Fenster.

Bert Rogner hatte sich wieder gefaßt. Er spürte zwar die Weichheit in seinen Knien, doch trotzdem mußte er wissen, was dort draußen geschehen war.

Er hörte das Seufzen und Stöhnen seiner Mutter. Er vernahm ihre flüsternden Worte, darauf achtete er nicht mehr. Unter seinen Füßen zerklirrte das Glas. Der Wind brachte eine Kälte, die schon winterlich war und in seine Haut hineinbiß.

Vor dem Fenster blieb er stehen, noch immer ängstlich und überlegend, ob er nach draußen schauen sollte. Er drehte den Kopf ein wenig nach rechts, denn genau in die Richtung war der Alpen-Teufel verschwunden. Viel sehen konnte er nicht, da die Dunkelheit über dem Ort lag.

Oder…?
Die Bewegung fiel ihm auf.
Ein Huschen, ein seltsamer Gang, aber das war nicht alles. Rogner hatte nicht nur die Bestie entdeckt, die sich auf dem Rückweg befand. Sie war gerufen worden. Dieser Pfiff hatte einzig und allein ihr gegolten. Sie war geholt worden, jemand wartete auf sie. Es gab einen, der noch über ihr stand und entsprechende Befehle erteilte.
Aber wer war es?
Rogner wurde mutiger und lehnte sich weiter aus dem Fenster. Bisher hatte er sich auf seine Augen verlassen können, doch mehr als einen Schatten konnte er in der Dunkelheit nicht erkennen.
Die Bestie war plötzlich bei ihm. Zwei Körper schienen miteinander zu verschmelzen, so dicht standen sie beisammen. Sie bewegten sich, drehten sich um, und wieder sah es so aus wie eine Bewegung.
Dann gingen sie.
Er hörte nicht einmal den Klang der Schritte. Sie schritten davon und wurden von der, Nacht verschluckt.
Bert Rogner stand unbeweglich am Fenster, starrte in die Nacht hinaus und verstand die Welt nicht mehr. Was er vor wenigen Sekunden gesehen hatte, überstieg sein Begriffsvermögen. Er kam damit einfach nicht zurecht, schüttelte mehrmals den Kopf, und nur allmählich stiegen die klaren Gedanken aus dem Sumpf hervor.
Ja, es klärte sich etwas, und er war in der Lage, wieder normal nachzudenken.
Da gab es ein Problem, das zugleich Tatsache war, an die niemand hier im Ort gedacht hatte.
Paul, der Alpen-Teufel, war nicht allein. Er hatte einen Helfer, einen der ihn führte, der sich allerdings gleichzeitig im Hintergrund aufhielt.
Einen Helfer… einen normalen Mann… jemand, der ihn leitete, der ihn sogar zu den schrecklichen Taten anstiftete.
Dieser Gedanke ließ das Grauen in ihm hochsteigen. Er spürte die Angst auf seinem Rücken kleben - und stieß einen leisen Schrei aus, als ihm jemand auf die Schulter tippte.
Er drehte sich um.
Es war seine Mutter gewesen, die jetzt hinter ihm stand und ihm direkt ins Gesicht schaute.
»Es ist dort zu kalt, Junge. Komm zurück und hol Pappe, die wir vor, das Fenster nageln müssen.«
Langsam drehte sich Rogner um. Seine Händen waren ebenso kalt wie das Gesicht. Er spürte jetzt die Wärme der Kerzenflammen und fragte mit leiser Stimme: »Mehr hast du mir nicht zu sagen, Mutter?«
»Nein, wieso?«
Er holte tief Luft. »Aber da ist jemand gewesen, Mutter? Verstehst du?«

»Wieso?«
»Hast du den Pfiff nicht gehört?«
»Nein!«
Rogner faßte seine Mutter an und drückte sie bis zur Couch zurück, auf die sie sich setzten sollte. Er blieb stehen und sprach von oben herab in ihr Gesicht. »Es war jemand da, der gepfiffen hat. Wäre er nicht dort gewesen, dann hätte dieses Wesen bei uns einsteigen und uns auch töten können.«
»Ach ja…«
»Der Pfiff, Mutter! Du mußt es begreifen. Dieser Alpen-Teufel hat noch jemand hinter sich, einen, der ihn leitet, der das Grauen vorantreibt. Hier im Dorf läuft etwas ab, das keiner von uns begreift. Nicht nur, daß Paul nicht tot ist, er arbeitet auch für jemand. Da lauert einer im Hintergrund, der von dem Schrecken und den verfluchten Morden profitiert. Ich… ich kann es ebenfalls nicht fassen, aber wir müssen uns damit abfinden. Diese Nacht hat uns viel gebracht, Mutter.«
»So…?«
»Ja, und ich glaube, daß wir oder daß ich der einzige bin, der jetzt einigermaßen Bescheid weiß.«
Maria Rogner schüttelte den Kopf. »Nein, Bertl, nein, du hast unrecht. Man hat uns geholfen, der Allmächtige hat uns nicht im Stich gelassen. Er wollte nicht, daß wir schon jetzt sterben. Es war das Schicksal, das uns heute die Hand gereicht hat. Nicht mehr und nicht weniger.«
»Aber hast du denn nicht den Pfiff gehört?«
»Es war der Ruf aus dem Himmel.«
Bert Rogner schüttelte den Kopf und drehte sich von der alten Frau weg. Er wußte, daß er mit seiner Mutter nicht reden konnte, das war einfach unmöglich. Deshalb würde er die Dinge allein in die Hand nehmen müssen, und er durfte sich nicht verrückt machen lassen. Er mußte alles so nehmen, wie es kam.
Er schaute auf die Uhr.
Der neue Tag war längst angebrochen, aber die dunklen Stunden würden noch anhalten, denn der Winter war so schrecklich lichtlos.
Das Fenster mußte vernagelt werden, da hatte seine Mutter schon recht. Im Stall lag Pappe, da fand er auch Nägel und einen Hammer. Er ging hin und holte die Dinge.
Als er wieder in den Wohnraum zurückkehrte, saß seine Mutter noch immer an derselben Stelle. Sie hielt die Hände zum Gebet gefaltet, hatte die Augen geschlossen und den Kopf leicht schief gelegt.
Auf ihren Lippen war ein seliges Lächeln zu sehen. Sie befand sich in einer anderen Welt mit ihren Gedanken. Sollte sie die Rettung doch als Wunder ansehen, er wußte es besser, und er hatte das bestimmte

Gefühl, daß es den Alpen-Teufel bald nicht mehr geben würde…

***

Ein Morgen wie Blei!

Selbst die Sonne ließ sich nicht blicken. Sie versteckte sich hinter grauen, dicken Schleierwolken und war nicht einmal als blasser Fleck zu erkennen.

Suko und ich saßen im Frühstücksraum des Hotels an einem strategisch günstig stehenden Ecktisch.

Über uns bildete die alte Decke den Himmel, gehalten von dicken, dunklen Balken. Wir sprachen beide wenig. Ich starrte in den Kaffee, Suko in seinen Tee.

Zumindest ich hatte schlecht geschlafen. Suko hatte ich noch nicht danach gefragt. Meine wirren Träume hatten sich um viel Blut und um die Bestien gedreht, die in Massen aufgetreten waren, um mich zu überfallen. Es waren immer Geschöpfe gewesen, die ich nicht einstufen konnte. Weder als Werwölfe noch als Menschen, aber sie hatten keine Gnade mit mir gekannt, und des öfteren war ich schwer atmend und schweißnaß aufgewacht.

Im Frühstücksraum selbst herrschte viel Betrieb. Es waren nicht nur die Hotelgäste, die hier aßen, die meisten kamen von außerhalb. Reporter, die in den Ferienwohnungen lebten und nur ins Hotel kamen, um das Frühstück einzunehmen.

Natürlich wurden wir beobachtet. Wir waren schließlich zwei fremde Gesichter. Man tuschelte über uns, denn die Männer wollten sicherlich herausfinden, zu welcher Firma wir gehörten. Suko und ich kannten keinen von ihnen, und mir war es auch egal, ob sie sich die Köpfe zerbrachen oder auch nicht.

Die Kellnerin erschien und brachte mir die beiden bestellten Spiegeleier. Ich bedankte mich mit einem Nicken, salzte die Eier noch etwas nach und aß.

Suko zerkaute ein Hörnchen, auch er war in Gedanken versunken. Nach einer Weile meinte er: »Es sieht nicht gut aus, John, verdammt nicht gut.«

Ich aß und nickte.

Suko fuhr fort. »Wir stehen am Beginn, John, wieder einmal, obwohl du die Bestie gesehen hast. Sie hat uns genarrt.«

»Sicher.«

»Wie können wir das ändern?«

Ich tupfte mir Eigelb von den Lippen und hob die Schultern. »Ich habe noch keine Ahnung, aber in der Nacht zumindest scheint kein neuer Mord passiert zu sein.«

»Das ist wahr, dann hätten wir etwas gehört.«

»Eben.«

»Hast du einen Plan?«
»Noch nicht. Wir werden uns heute im Dorf umsehen. Wir können mit Menschen sprechen, Zeugen suchen, die in der vergangenen Nacht möglicherweise etwas entdeckt haben.«
»Würden Sie auch reden?«
»Das müssen wir eben darauf ankommen lassen. Fangen werden wir ihn kaum können. Du brauchst doch nur aus dem Fenster zu schauen, um zu sehen, wo er sich versteckt haben kann. Die Berge sind nah, der Wald bietet Tausende von Möglichkeiten, sich zu verkriechen, und einer Bestie wie ihr macht es nichts aus, ob es kalt oder warm ist. Die kommt überall zurecht.«
Jemand ging durch den Raum. Wir hörten die weibliche Stimme, die jeden Gast mit einem »Guten Morgen« begrüßte und dabei nicht vergaß, freundlich zu lächeln.
Es war Helene Brandner, die durch den Frühstücksraum schritt und sich um die Gäste kümmerte.
Da wir ziemlich weit im Hintergrund saßen, erreichte sie unseren Tisch als letzten.
»Ah, guten Morgen, meine Herren. Sie sind ja auch schon wach. Es freut mich, Sie zu sehen.«
»Danke«, sagten wir wie aus einem Mund.
»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«
»Gern.«
Zwei Stühle waren noch frei. Helene Brandner setzte sich zwischen uns. Sie sah wie aus dem Ei gepellt aus. Zur braunen Tuchhose trug sie einen weißen Winterpullover mit Zopfmuster und einem weißen Rollkragen. Das Haar war sorgfältig frisiert und das Gesicht nicht zu stark geschminkt. Sie verstand es auch, sich zu unterhalten. Wenn sie über das Wetter redete, hörte es sich nicht einmal banal an. Eine perfekte Dame.
»Es ist schade«, sagte sie seufzend, »da haben wir alle gedacht, die Sonne würde sich noch einige Tage am Himmel halten, aber schon ist sie wieder verschwunden. Auf die Wetterfrösche ist auch kein Verlaß mehr. Der Umbruch wird kommen, ich rieche bereits den Schnee, und auf meine Nase kann ich mich verlassen. In zwei Tagen wird hier alles weiß sein.«
»Bestimmt«, sagte Suko.
»Schmeckt Ihnen das Frühstück?«
Wir waren beide zufrieden, und die Hotelchefin freute sich über das Lob. Von der Bedienung ließ sie sich ein Glas mit Orangensaft bringen, nippte daran und erkundigte sich, ob wir auch gut geschlafen hätten.
»Wir können nicht klagen«, sagte ich. »Außerdem ist in der vergangenen Nacht ja nichts passiert - oder?«

»Wie meinen Sie das?«
»Ich dachte an einen neuen Mord.«
»Nein, nein, auf keinen Fall, Mr. Sinclair. Es ist wirklich nichts geschehen. Davor bewahre uns der Himmel. Ich kann nur hoffen, daß sich die schrecklichen Taten nicht wiederholen.«
Suko lächelte skeptisch. »Rechnen Sie denn damit, daß sich die Bestie zurückzieht?«
»Man kann es nur hoffen.«
»Daran glaube ich kaum.«
»Wie auch die anderen Gäste hier.« Sie senkte die Stimme. »Es sind Reporter. Sie brauchen doch nur in deren Augen zu schauen, um zu wissen, wonach ihnen der Sinn steht. Sensationen, meine Herren, nichts als Sensationen. Die hocken hier wie auf dem Sprung und warten auf den nächsten Mord.«
»Und die Polizei?«
»Tja, Herr Sinclair, das ist so eine Sache.« Sie hob die Schultern. »Was sollen die Beamten noch hier in Alpbach? Sie haben sich hier tagelang aufgehalten, sie haben Verhöre durchgeführt, aber sie konnten nichts erfahren.«
»Bewußt nicht?« erkundigte sich Suko.
Frau Brandner setzte das Glas ab, aus dem sie getrunken hatte. »Nein, nicht bewußt. Unsere Bewohner sind einfach überfragt. Sie leben doch selbst in dieser Angst, und auch ich hoffe, daß die Nächte normal verlaufen und keine Bluttat am nächsten Morgen entdeckt wird.«
»Aber man weiß, wer der Mörder ist.«
»Wieso?«
Frau Brandner hob die Schultern. »Das ist gesagt geworden«, gab sie zu. »Aber ich frage Sie, ob man dieser Anna Lederer trauen konnte.«
»Wir kennen Sie nicht.«
»Anna war ein schlichtes Gemüt. Sie hat mal bei uns hier gearbeitet, später ist sie dann in ein Gasthaus als Kellnerin gegangen.«
»Sie kennt sich aber aus.«
»Das stimmt.«
»Weshalb sollte sie dann gelogen haben?« fragte Suko.
»Ich weiß es nicht, meine Herren. Und fragen können wir sie leider auch nicht.«
»Hatte sie denn mal eine Beziehung zu diesem Paul?« wollte ich wissen.
»Nein.«
»Das können Sie beschwören?«
»So gut wie. Paul ist ein Mann, der… nun ja, der eben anders war. Niemand würde zu ihm eine normale Beziehung aufnehmen, das müssen Sie mir glauben.«
»Und er starb?«

»Ja, er brachte sich um. Sein Grab finden Sie auf dem Friedhof an der Mauer. Aber das wissen Sie ja.«

»Es drehte sich alles darum.«

Helene Brandner runzelte die Stirn. »Sie sagen das so seltsam, Herr Sinclair…«

»Wieso?«

»Mir kommt es vor, als würden Sie es nicht glauben, daß Paul begraben worden ist.«

»Ich gebe zu, daß schon etwas Skepsis bleibt.«

»Weshalb denn?«

»Das will ich Ihnen sagen. Man hat ihn gesehen und…«

»Das war Anna Lederer.«

»Und? Würden Sie ihr keinen Glauben schenken?«

»Nein, Herr Sinclair, nein. Die meisten Leute hier spinnen, wenn auf Paul die Rede kommt. Sie haben schon zu seinen Lebzeiten Furcht vor ihm gehabt. Er war eben anders. Er ging nachts in die Wälder, er wollte die Geister der Natur herausfordern. Er hat sich nie anders benommen, aber er mordete nicht.«

»Wie dem auch sei«, sagte Suko. »Ich würde den ermittelnden Beamten schon vorschlagen das Grab zu öffnen und nachzuschauen, ob sich der tote auch tatsächlich darin befindet. Ist mein Vorschlag, Sie könnten ihn dann weiterleiten.«

Damit war Helen Brandner nicht einverstanden. Verstohlen schaute sie sich um. »Sehen Sie sich doch mal an, wer hier sitzt, schauen Sie genau hin. Das sind Zeitungsleute, die auf Sensationen warten. Stellen Sie sich vor, wir würden tatsächlich darauf eingehen. Das wäre doch ein Unding, dann hätten wir hier die Sensationen. Alpbach würde noch mehr in Verruf geraten, bisher haben wir es lokal und begrenzt halten können. Wenn das passiert, ist alles aus.«

»Und wenn es der Sache dient?«

»Man muß auch anders zu einer Lösung gelangen, Herr Sinclair. Das ist einfach zu spektakulär.«

Ich hob die Schultern. »Nun ja, das muß man eben sehen. Wir sind halt keine Polizisten.«

Sie schaute uns der Reihe nach an. »Sind Sie das wirklich nicht? Ich habe das Gefühl, daß Sie es trotzdem sind. Wenn ich höre, wie Sie fragen, meine Herren…«

»Es ist einfach die Neugierde. Wir sind normale Gäste, wir wollten uns etwas erholen und gerieten nun in dieses Chaos hinein. Es liegt doch auf der Hand, daß man sich dafür interessiert.«

»Schon.«

»Was stört Sie, Frau Brandner?«

Abermals blickte sie uns an. Dabei lächelte sie. Es wirkte etwas verkrampft. »Eigentlich nichts. Wahrscheinlich sind wir alle hier ein

wenig nervös.«

»Das sicherlich.«

Sie erhob sich, und auch wir standen auf. »Sie werden mich bitte entschuldigen. Ich wünsche Ihnen trotzdem noch einen schönen Tag. Genießen Sie ihn, noch hält sich das Wetter.«

»Wir werden Ihren Rat befolgen, Frau Brandner«, sagte Suko.

Die Hotelbesitzerin ging davon. Sie winkte noch einmal und war dann verschwunden.

Suko und ich nahmen wieder die Plätze ein und schauten uns an. Es sprach keiner, und Suko fragte mit leiser Stimme: »Na, was hältst du von ihr?«

»Sie ist nervös, kein Wunder.«

»Ja, wie alle hier. Aber gleichzeitig versucht sie, uns davon abzubringen, daß wir überhaupt eine Graböffnung vorschlagen. Das wundert mich schon.«

»Wir kriegen Besuch«, sagte ich. Ich hatte gesehen, wie der Mann durch den Frühstücksraum ging, dem wir am Vortag das Leben gerettet hatten. Es war Bert Rogner, und er schaute sich bei jedem Schritt irgendwie furchtsam um, als würde er nach einer gewissen Person Ausschau halten.

Noch hatte er uns nicht gesehen. Als ich jedoch den Arm hob und ihm zuwinkte, da zuckte er zusammen, blieb für einen Moment auf dem Fleck stehen und eilte im nächsten Augenblick an unseren Tisch. »Ha, hier also finde ich Sie.«

»Ja, nehmen Sie Platz«, sagte Suko. »Wollen Sie etwas essen oder trinken, Herr Rogner?«

»Nein, nein«, er zog seine braune Jacke aus und legte sie auf den noch freien Stuhl. »Mir ist der Appetit vergangen, das können Sie mir glauben.«

»Warum?«

Er lachte scharf auf. »Was ich hinter mir habe, ist verdammt schlimm. Es ist… ja… ich bin froh, daß ich noch lebe.« Er nickte vor sich hin, und wenn ich ehrlich sein sollte, dann gefiel mir dieser Mensch überhaupt nicht. Er schien eine schlechte Nacht hinter sich zu haben. Sein Gesicht war blaß, dafür aber lagen unter seinen Augen dunkle Ringe, und seine Pupillen sahen aus, als wären sie mit dem Gefühl der kalten Angst gefüllt worden.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

Er überlegte einen Moment, schaute sich dabei vorsichtig um, dann hob er mit einem Ruck den Kopf. »Ich habe in der vergangenen Nacht die Alpen-Bestie wieder gesehen. Genau sogar. Zum Greifen nahe, und ich weiß jetzt, daß es Paul ist. Ja, er ist der Alpen-Teufel! Er und kein anderer. Das kann auch meine Mutter bestätigen.«

»War er denn bei Ihnen?« fragte Suko.

»Ja!«
»Wo?«
»An unserem Haus.« Rogner zitterte plötzlich. »Er hat sogar eine Scheibe eingeschlagen.«
Wir blickten uns an. Beide blieben wir ruhig, und mit ebenso ruhiger Stimme sagte Suko: »Ich denke, daß es besser ist, wenn Sie von Beginn an berichten.«
»Hört auch niemand zu?«
»Nein, nur wir beide.«
Er beugte sich über den Tisch. »Es ist so«, sagte er, »Sie sind die einzigen Personen, meine Mutter mal ausgenommen, denen ich noch vertrauen kann.«
»Tatsächlich?«
»Ja, denn Paul, der Alpen-Teufel ist nicht allein.«
Suko und ich waren wie vor den Kopf geschlagen. Auf einmal sah alles anders aus. Wir standen vor einer völlig neuen Perspektive, die Lage schien sich zu drehen.
»Wieso nicht allein?« fragte Suko.
»Er hat einen Helfer, einen, der ihn führt, glaube ich.«
Ich nickte ihm beruhigend zu. »Okay, das ist akzeptiert. Wäre es nicht am besten, wenn Sie von Anfang an berichteten? Das würde uns schon helfen.«
Bert Rogner erzählte. Er sprach mit leiser, zischender Flüsterstimme, und wir mußten schon die Ohren spitzen, um ihn zu verstehen, was auch an seinem Dialekt lag.
Während der nächsten Minuten entstand auch bei uns das Bild der vergangenen Nacht, und ich zumindest kam mir vor wie jemand, der alles verkehrt gemacht hatte. Auch Suko zog ein Gesicht, in dem sich Unglaube ausbreitete.
Zufällig fiel mein Blick durch den Raum und auch zu einem Durchgang hin, der in einen zweiten Gastraum führte. Dort stand Helene Brandner, wobei ich den Eindruck hatte, daß sie uns beobachtete.
»Jetzt wissen Sie alles«, sagte der Mann.
»Ja«, murmelte Suko, »und es fällt mir zumindest nicht leicht, dies zu begreifen.«
»Ich denke ebenso wie mein Freund.«
Bevor er sprach, kriegte Bert Rogner eine Gänsehaut. »Dann läuft ein Toter hier durch Alpbach, denke ich.«
»Meinen Sie?«
»Ja, Herr Sinclair.«
»Ich glaube nicht.«
»Wieso nicht?«
»Könnte es nicht sein, daß dieser Paul gar nicht tot ist?«

»Was?« keuchte er, »das darf doch nicht wahr sein!«
»Stimmt aber.«
»Nein, nein, das ist unmöglich! Wir alle haben erlebt, wie er beerdigt wurde. Die Bewohner des Dorfes haben an seiner Beerdigung teilgenommen, obwohl er eigentlich verhaßt war und niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte.«
»Sind Sie sicher?« fragte ich.
»Wieso sicher?«
»Daß er auch tatsächlich beerdigt wurde.«
Dann fing er an zu stottern, mußte sich sammeln und fragte: »Meinen Sie, daß an seiner Stelle ein anderer begraben worden ist?«
Ich hob die Schulten. »Nicht unbedingt ein anderer! Man kann einen Sarg auch mit Steinen beschweren. Wer hat sich denn um die Beerdigung gekümmert? Soviel ich weiß, war Paul allein.«
»Da haben Sie recht.« Er nickte. »Lassen Sie mich mal nachdenken, wie das gewesen ist.«
Wir gaben ihm die Chance, und er strengte sich auch wirklich an. Ich schaute wieder in Richtung Durchgang, dort war Helene Brandner verschwunden.
Durch sein Lachen erreichte er wieder unsere Aufmerksamkeit. »Jetzt habe ich es, wirklich. Es war mir nur entfallen.« Er senkte seine Stimme noch mehr. »Das waren die Brandners.«
»Wie bitte?«
»Ja, sie haben sich um ihn gekümmert.«
Ich lachte leise. »Das gibt es doch nicht!«
»Aber wenn ich es Ihnen sage.«
»Welchen Grund sollen die denn gehabt haben, sich um ihn zu kümmern? Welchen?«
»Das hatten sie auch schon vorher.«
»Ach ja?«
»Sie, nein, es war er, glaube ich, hat ihm hin und wieder Arbeit gegeben.«
»Hier im Hotel?«
»Nein, bei den Tieren.«
»Welchen Tieren?« fragte Suko.
»Hinten auf dem Grundstück stehen noch Ställe. Dort sind Ziegen, Hasen und was weiß ich alles. Sie werden in Ställen gehalten, und es gab eine Zeit, da hat sich Paul um die Tiere und auch um die Ställe gekümmert. Er hat sie nämlich sauber gehalten.«
»Aha. Wie lange ist das her?«
»Weiß ich nicht mehr, Suko.«
»Und du, John, was sagst du dazu?«
»Wir könnten uns die Ställe mal anschauen. Da wir sowieso spazierengehen wollten, wäre das ein erstes Ziel.«

Unser Besucher wurde von einer zittrigen Aufregung erfaßt. »Meinen Sie denn, daß es etwas bringt?«

»Wir werden schon sehen.«

»Tja, ich weiß nicht. Aber…«

»Wollen Sie mit?«

»Nicht gern, aber ich kann Ihnen den Weg zeigen, wie Sie an die Ställe herankommen, ohne über das Grundstück der Brandners gehen zu müssen.«

»Das wäre gut«, sagte ich.

Wir standen auf und nahmen unsere Jacken. Nahe der Rezeption streiften wir sie über. Unser Besucher hatte das Hotel fluchtartig verlassen. Wahrscheinlich wollte er nicht mit uns zusammen gesehen werden. Von Helene Brandner sahen wir nichts mehr.

Sukos Gedanken drehten sich um sie. »Wirklich die Brandners?« fragte er.

»Wir werden sehen.«

»Du kannst die Dame des Hauses ja mal fragen, ob sie gut pfeifen kann, John.«

Ich gab keine Antwort, sondern verließ das Hotel.

***

Bert Rogner wartete im Schatten der Mauer. Er saugte an einer Zigarette und schleuderte die Kippe zu Boden, als er uns sah. Es war naßkalt geworden, ein wirklich unangenehmes Wetter, dessen Feuchtigkeit die Kleidung durchwanderte. Ein Wetter, bei dem es keinen Spaß machte, draußen herumzulaufen, und auch Alpbach wirkte wie ausgestorben, denn nur wenige Leute waren unterwegs, um ihre Einkäufe zu erledigen.

»Alles klar?« fragte er.

»Bei uns schon.«

»Dann kommt mit.«

Wir hatten angenommen, daß er uns um das Hotel herumführen würde, was aber nicht der Fall war, denn wir gingen einen anderen Weg. Er schlug auch einen Bogen, und wir mußten von der normalen Straße ab und über einen schmalen Pfad gehen. Bergauf und vorbei an netten Holzhäusern, an einigen Ställen, und schließlich liefen wir quer über den Hang wieder bergab.

Vorbei an Bäumen, die aussahen, als gehörten sie gar nicht dorthin, blieb Rogner stehen. Er streckte den Arm aus und deutete schräg nach unten.

»Sehen Sie die Ställe dort?«

»Ja.«

»Genau, Suko, genau. Und in diesen drei ineinander verschachtelten Ställen hat Paul früher gearbeitet. Wahrscheinlich hat er dort sogar

geschlafen.«

Ich hob die Schultern. »Ist durchaus möglich. Meinen Sie denn, daß er sich auch heute dort versteckt hält?«

»Es wäre eine Möglichkeit. Ich gehe nicht mit Ihnen. Sie aber müssen schauen, daß Sie sie ungesehen erreichen.«

»Ist schon okay.«

Wir konnten verstehen, daß er uns nicht begleiten wollte, aber für Suko und mich wurde es ernst.

Was wir da gehört hatten, konnte durchaus zu einem Erfolg führen. Das war genau der Weg, der uns so etwas wie eine Hoffnung gab.

Wir liefen den Hang hinab. Er war mit Gras bewachsen, war feucht und wir mußten darauf achtgeben, nicht auszurutschen.

Dabei behielten wir natürlich das Gelände des Hotels im Auge, wo auch die Ställe standen. Ein Zaun aus Maschendraht grenzte den Besitz der Brandners an der Rückseite ein. Wenn wir in die Ställe wollten, mußten wir ihn überwinden.

Wir hofften, von keinem Menschen beobachtet worden zu sein, als wir uns im Schatten der Stallrückseite duckten und dort erst einmal warteten.

Bert Rogner schaute kurz hinter seiner Deckung hervor, winkte uns zu und nickte dabei. Es war also auch von seiner Warte aus alles in Ordnung, und ich sah mich in der Nähe um.

Es war keiner zu sehen. »Los, du zuerst!«

Das hätte mir Suko nicht zu sagen brauchen. Der Zaun war nicht hoch und kein Problem für mich.

Ich landete auf feuchter, weicher Erde.

Es war bisher wunderbar gelaufen. Suko kam mir nach, und wir wunderten uns beide über die Stille in den Ställen. »Da scheinen keine Tier mehr zu sein. Wir hätten doch etwas gehört. Die Stille ist schon schlimm und unnatürlich.«

»Meinst du?«

»Hör auf, John!«

Er ging vor, ich deckte ihm den Rücken. In der Nähe wuchsen Sträucher, die uns zunächst einen gewissen Schutz gaben. Drei Ställe waren es insgesamt, einer ging in den anderen über, und wir hatten eigentlich damit gerechnet, daß es auch drei Eingänge geben würde.

Das war nicht der Fall. Um in diesen Dreierverbund hineinzugelangen, mußten wir durch eine Tür gehen.

Suko hatte bereits seine Hand auf eine schiefe, dunkle Klinke gelegt. Er drückte sie nach unten, und wir hörten sehr deutlich das Knarren. Noch ließ sich niemand blicken. Suko hatte die Stalltür vorsichtig aufgezogen, nur so weit, daß er einen ersten Blick in den düsteren Bau werfen konnte.

»Siehst du was?«

»Nein.«
»Keine Tiere?«
»Verdammt, John, es… es riecht hier so seltsam.«
»Wonach?«
»Keine Ahnung, aber…«
»Geh weiter.«
Ich folgte ihm mit zwei Schritten Abstand. Die Tür zog ich wieder zu. Fenster gab es in dem Stall nicht, zumindest keine normalen. Es gab einige Risse oder Luken an der Wand, durch die das graue Tageslicht sickerte, doch viel war in diesem Halbdämmer wirklich nicht zu erkennen. Ich konzentrierte mich auf den Geruch, von dem Suko, gesprochen hatte. Auch mir kam er unnatürlich vor.
Suko und ich brauchten keine Erklärungen, wir schauten uns nur an und nickten. Synchron holten wir unsere kleine Lampen hervor und schalteten sie ein.
Zwei Strahlen durchschnitten das Dämmer wie helle Gleise. Sie bohrten sich hinein in die Tiefe des Stalles, erreichten dann den Boden, als wir die Arme senkten, und genau in dem Augenblick sahen wir das grauenvolle Bild.
Der Stallboden war bedeckt mit Blut und toten Tieren!

***

Mein Magen krampfte sich zusammen, und ich war sicher, daß es Suko nicht anders ging.
Die Ziegen waren verteilt, als hätte sie jemand weggeworfen. Keines der Tiere lebte mehr, keines zuckte. Der Tod hatte alle erwischt. Wer immer das hier getan hatte - und für uns kam nur Paul in Frage - er hatte es gründlich gemacht, denn jedes Tier war durch einen Schnitt oder Griff in die Kehle getötet worden.
Das Blut war nicht frisch und trotzdem nicht alt. Es roch noch, und auf den Oberflächen der Lachen sahen wir eine dünne Haut. Wir gingen behutsam weiter in die Tiefe des Stalls hinein und achteten darauf, nicht in die Lachen zu treten..
Drei Ställe gab es.
Den ersten hatten wir hinter uns, und im zweiten Stall entdeckten wir ebenfalls tote Tiere.
Es waren Hasen, so harmlose Geschöpfe, die noch in ihren Ställen lagen und ausgeblutet waren.
Beide blieben wir stehen, wischten über unsere Haare und konnten den Schauer nicht loswerden.
»Meine Güte«, flüsterte Suko. »Hier muß jemand gewütet haben. Ein irrer Mörder. Ein Killer im Blutrausch. Wenn er sich keine Menschen vornimmt, versucht er es mit Tieren. Was ist dieser Paul denn?«
Ich hob die Schultern. »Laß uns den dritten Stall auch noch

durchsuchen.«

»Ob wir ihn hier finden?«

»Mal sehen.« Ich setzte mich so leise wie möglich in Bewegung, schaute nach links und rechts.

Futterkrippen und Strohballen waren zu erkennen.

Wir näherten uns dem Durchgang zum dritten Stall. Er war schmaler als die beiden anderen. Ich ging hindurch, Suko folgte mir. Wir wollten leuchten, als wir beide spürten, daß sich etwas verändert hatte.

Wir waren nicht mehr allein.

Und schon hörten wir hinter uns die leise Stimme. »Keine Bewegung, sonst zerfetzt euch die Ladung meiner Schrotflinte!«

Wir rührten uns nicht, hörten ein leises Lachen, dann Schritte, die uns umgingen, und wenig später stand die Person vor uns, die gesprochen hatte.

Es war Herbert Brandner!

***

Wir waren nicht mal sehr überrascht, denn irgendwie hatten die Spuren ja auf ihn hingewiesen, und das Verhalten seiner Frau hatte zudem Bände gesprochen.

Er schaute uns an und hielt seine Waffe ruhig in der Hand. Brandner sah in seinem Kittel selbst aus wie ein Stallknecht. Sein Gesicht lag mehr im Schatten, trotzdem sahen wir, wie sich der Mund bewegte.

»Ihr habt es also geschafft, ihr verfluchten Schnüffler. Ihr habt den Weg gefunden.«

»Was nicht einfach war«, sagte ich.

Er lachte freudig. »Manchmal kann der Weg in den Tod schon sehr beschwerlich sein. Oder glaubt ihr, daß ihr hier noch lebend herauskommt? Paul wird sich freuen. Mit den Tieren war er nie so richtig zufrieden, jetzt bekommt er Menschen.«

»Er ist also nicht tot«, stellte Suko fest.

»Richtig. Aber das haben Sie doch gewußt.«

»Geahnt.«

»Egal.«

»Wer liegt statt seiner im Sarg?«

»Nur zwei tote Katzen und einige Steine, damit das mit dem Gewicht hinkam. Ich habe dafür gesorgt, daß wir den anderen Theater vorspielten. Paul und ich sind ein gutes Team, nicht?«

»Das ist Ansichtssache«, erwiderte ich. »Aber es muß doch einen Grund geben, daß Sie ein Team gebildet haben.«

»Den gibt es.«

»Dürfen wir ihn wissen?«

»Klar, es geht um Geld.«

Mit allem hatte ich gerechnet, aber nicht mit einer derartigen Antwort.

»Wieso um Geld?«

»Um Grundstücke, verdammt! Ich will Alpbach zu einer kleinen Hölle machen, zu einem Ort, an dem sich niemand mehr sicher fühlen kann. Schon jetzt reden die Leute darüber, daß sie wegziehen wollen. Sie spielen mit dem Gedanken, ihren Besitzt im Stich zu lassen. All das, was sie sich aufgebaut oder geerbt haben, wollen sie nicht mehr haben, wenn das so weitergeht. Sie haben Furcht, das Grauen steht ihnen ins Gesicht geschrieben. Es ist in ihre Körper gedrungen, es hat sie übernommen, und ich allein weiß, wo hier die Musik gespielt wird, denn ich bin der große Dirigent. Ich habe ihn, und Paul hat mich, denn ich allein kann ihn führen.«

»Sie lassen also töten, damit Sie an die Grundstücke und Häuser herankommen.«

»Zu einem Spottpreis, Herr Sinclair.«

»Und wer ist Paul?«

»Mein Helfer.«

»Das wissen wir. Nur würde es uns interessieren, wer er genau ist, Herr Brandner. Ein Mensch, ein Tier, eine Mischung aus beidem? Oder eine dämonische Bestie?«

»Eine Mischung«, flüsterte er, »Paul ist ein Ausgestoßener, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte. Er war etwas debil. Er war anders als die Menschen hier. Man hat ihn gefunden, man kennt seine Eltern nicht. Wer immer ihn geboren hat, mit dieser Person muß etwas Schreckliches passiert sein, denn das Tierische in ihm kommt immer stärker durch. Er hat lange in der Einsamkeit gelebt, bevor er kam. Er war mehr Tier als Mensch, er konnte kaum laufen, aber er riß die Beute und nahm keine Rücksicht darauf, ob sie zwei- oder vierbeinig war.«

»Das haben wir ja leider gesehen.«

»Eben.«

»Gehorcht er Ihnen?« fragte Suko.

»Ja, denn ich habe ihn gefüttert, als ich ihn in den Bergen traf. Ich habe ihn auch mit der Dorfgemeinschaft bekannt gemacht. Ich wollte damals schon, daß sich die Leute vor ihm fürchten, was auch geschah. Ich gab ihm seinen Namen, und als die Zeit reif war, da entließ ich ihn aus meiner Kontrolle. Ich erklärte ihm, daß er seinem Trieb nachgehen könnte und keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht.«

»Er tötete.«

»Und er wird weitertöten.«

»Damit wollen Sie und Ihre Frau durchkommen?« fragte ich.

»Meine Frau weiß nichts. Sie ahnt höchstens etwas, aber das braucht mich nicht zu stören. Wenn ich die Zeit für gekommen halte, wird sie

ebenfalls ausgeschaltet. Paul gehorcht mir, er würde sich auf sie stürzen und sie töten.«

Ich schüttelte den Kopf. »Herr Brandner, was sind Sie nur für ein Mensch? Es tut mir leid, aber Ihren Weg kann ich nicht nachvollziehen. Das ist mir zu hoch.«

»Es ist mir egal, was Sie von mir denken. Sie sind jetzt schon so gut wie tot.« Er bewegte den Doppellauf seiner Schrotflinte. »Gehen Sie bis an die Wand und bleiben Sie dort stehen.«

»Und dann?«

»Machen Sie schon!«

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen, und auch Suko kam dem Befehl nach. Es war klar, daß wir nach einem Ausweg suchten, und es ärgerte mich auch, daß ich Paul noch nicht gesehen hatte, das jedoch änderte sich sehr bald.

Kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, als Brandner Pauls Namen rief.

Genau dort, wo der dritte Stall am dunkelsten war, öffnete sich die Tür eines Verschlags, den wir wegen der Dunkelheit bisher nicht gesehen hatten. Auch jetzt wurde es nicht heller, aber wir sahen den Schatten, der sich geduckt aus dieser Öffnung hervorschob.

Ja, das war er.

Wir rochen ihn, wir hörten ihn ächzen und knurren. Er war ein schwarzes Gebilde, eine Mischung aus Mensch und Tier, das sein Maul weit geöffnet hatte, so daß wir das Blitzen seiner Zähne erkennen konnten. Schon immer hatte er seine Beute damit gerissen oder sie mit den Krallen zerfetzt. Was sollte ihn daran hindern, es jetzt nicht zu tun?

Brandner lachte leise. »Ich bin ja eigentlich ein netter Mensch«, lobte er sich selbst. »Sie können bestimmen, wie Sie sterben wollen. Entweder durch eine Schrotladung oder durch Paul. Vielleicht entscheiden Sie sich unterschiedlich…«

»Wir werden nicht sterben«, sagte Suko, und ich bekam mit, wie er seine rechte Hand bewegte. Ich wußte, was er vorhatte, seinen Stab zu berühren, um die Zeit einzufrieren, aber dazu kam es nicht, denn Herbert Brandner gab höllisch acht.

»Lassen Sie die Hand ruhig!«

»Schon gut, ich wollte nur…«

»Was du wolltest, ist mir egal. Ich will, daß ihr beide sterbt. Und das liegt in meiner Hand!«

»Nein, Herbert, nicht in deiner!«

Die Stimme der Frau war laut und deutlich. Wir alle konnten sie hören, und dann sahen wir Helene Brandner, die lautlos in den Stall gekommen war und sich bereits in unserer Nähe befand.

»Verdammt!« brüllte der Mann. »Hau ab!«

»Ich habe gehört, was du gesagt hast. Ich habe verstanden, was über mich gesprochen wurde. Ich weiß Bescheid!«

»Hau ab!«

»Nein!« Sie ging vor.

Da drehte Brandner die Waffe zur Seite. Uns war klar, daß er schießen würde.

Ich warf mich vor, und diese Bewegung war auch das Startsignal für die Bestie.

Sie hechtete uns entgegen, und ihr Ziel war Suko!

***

Der Schuß krachte genau in dem Augenblick, als ich gegen Herbert Brandner fiel. Es war schon eine irre Explosion in der Enge des Stalls, und ich sah aus dem Augenwinkel, wie ein kurzer Feuerstoß aus der Mündung fuhr, die Ladung aber zu hoch gehalten worden war und von innen her gegen das Dach prasselte. Die Wucht war so stark, daß sie Löcher hineinriß, durch die Tageslicht sickerte und uns umstrahlte wie aus einem Sieb kommend.

Brandner wollte nicht aufgeben, nicht dicht vor dem Ziel. Ich hörte ihn schreien, als er seinen Körper herumwuchtete und mich dabei mitriß. Er versuchte, seine Waffe zu bewegen, doch die Mündung zeigte an mir vorbei.

Dann nahm er den Kolben, stieß ihn nach unten, aber ich war schneller und konnte ausweichen.

Ein Tritt verschaffte mir Luft.

Der Mann stolperte zurück. Ich trat noch einmal zu und erwischte seine Unterarme. Der Treffer prellte ihm die Schrotflinte aus der Hand, und ich hörte das wilde Fluchen.

Abrupt brach es ab.

Er stand starr.

Hinter ihm sah ich seine Frau.

Was da passiert war, bekam ich nicht mit, weil in meinem Rücken ein irrer Kampf tobte…

***

Suko hatte der Bestie nicht mehr ausweichen können. Sie war gegen ihn gefallen und hatte ihn mit dem Rücken gegen die Stallwand gedrückt, die schon nachzugeben drohte.

Suko sah die häßliche und weit geöffnete Schnauze direkt vor seinem Gesicht. Er wußte, daß Paul zubeißen würde. Sein Atem stank nach Blut und altem Fleisch.

Dann biß er.

Genau in dem Augenblick, als Suko ihm seinen Ellenbogen in das offene Maul rammte. Die Kiefer waren gesperrt.

Dann trat Suko zu.

Zweimal rammte er sein Knie in den weichen Körper und warf die Bestie zurück.

Sie brüllte wütend auf. Es waren Laute, die Suko nicht mehr als menschlich bezeichnen konnte. Sie schrie wieder, sie jaulte, sie legte sich auf den Boden, sie kam wieder hoch - hielt plötzlich eine dreizinkige Mistgabel mit beiden Händen fest.

Suko zog seine Waffe.

»Hör auf!«

Paul rannte vor.

Da krachten die Schüsse, und Suko huschte, noch während er feuerte, sicherheitshalber zur Seite.

Der Alpen-Teufel konnte seinen Schwung nicht mehr stoppen. Zuerst rammte die Mistgabel in die Stallwand, dann prallte sein Körper dagegen, und das hielt die Wand nicht mehr aus.

Sie brach zusammen.

***

Ich hatte mich gedreht und die letzte Szene mitbekommen. Das Holz krachte auseinander, ein Teil des Dachs hing plötzlich schief, und der Alpen-Teufel lag bewegungslos auf dem Bauch. Suko winkte mir zu. Bei ihm war alles klar. Und bei den Brandners? Ich drehte mich wieder um.

Helene Brandner stand wie eine Statue auf dem Fleck. Mit beiden Händen umklammerte sie eine schwarze hölzerne Keule. Damit hatte sie gegen den Hinterkopf ihres Mannes geschlagen, der zwischen uns auf dem Boden lag.

Helene Brandner schaute in mein Gesicht. »Ich… ich… habe es geahnt«, keuchte sie. »Aber ich habe es einfach nicht wahrhaben wollen.«

Danach fiel sie um.

Ich mußte mich beeilen, um sie aufzufangen.

***

Zwei Kugeln hatten ausgereicht, um dem Alpen-Teufel den Garaus zu machen. Suko hatte ihn in die Brust getroffen. Es schlug kein Herz mehr, es war vorbei, und es würden keine Morde mehr geschehen.

Wir hatten den Stall verlassen. Sicherheitshalber hatte Herbert Brandner Handschellen angelegt bekommen, und seine Frau war ebenfalls aus ihrer Ohnmacht erwacht.

In einem Hinterraum des Hotels saßen wir zusammen. Helene Brandner trank Cognac, ohne es richtig zu merken. »Was - was soll ich denn jetzt tun?« stotterte sie.

Da wußten wir auch keinen Rat, was ich aussprach. »Ich weiß nicht, ob Sie hier noch bleiben wollen, denn Ihrem Mann wird der Prozeß gemacht werden. Unter Umständen sollten Sie das Hotel verkaufen,

sonst werden die nächsten Monate und Jahre für Sie ein einziges Spießrutenlaufen hier im Ort.«

»Ja, ist wohl gut.«

»Und ich werde mal die Kollegen anrufen«, sagte Suko.

Das hatte Frau Brandner mitbekommen. »Kollegen? Sind Sie auch Reporter?«

»Nein«, erwiderte mein Freund und lächelte. »Aber wir sind Polizisten und extra wegen des Alpen-Teufels nach Alpbach gekommen. Wir haben uns bewußt nicht zu erkennen gegeben, was auch gut war, sonst hätte ihr Mann anders reagiert.«

»Ich weiß nicht.«

Suko ging, ich blieb mit Helene Brandner allein. Sie tat mir verdammt leid, doch ich konnte ihr keinen Trost spenden. Sie lebte hier, und sie mußte mit ihrem Schicksal zurechtkommen. Jedes Wort wäre nur Makulatur gewesen.

Auch ich brauche einen Cognac. Ich trank ihn im Stehen und vor dem Fenster.

Der Himmel war noch immer grau. Mittlerweile fielen die ersten Schneeflocken aus den Wolken, als wollten sie das weiße Leichentuch des Vergessens über dem Ort ausbreiten…

ENDE